Theodor Fontane's
Gesammelte Romane
und
Erzählungen

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Theodor Fontane's

Gesammelte Romane

und

Novellen.

679

Theodor Fontane's

Gesammelte Romane

und

Novellen.

Band IX.

57654
13/9/02

Berlin W.
Emil Dominik
vorm. Deutsches Verlagshaus.

Alle Rechte vorbehalten.

Vor dem Sturm.

Roman aus dem Winter 1812 auf 13.

(Fortsetzung)

XLVIII.

Durch zwei Thore.

An „Borodino" knüpften sich hundert Fragen, und von Meerheimb, während er diese Fragen beantwortete, blieb der Mittelpunkt des Kreises. Er erzählte von dem Marsche über das aufgeräumte, die entsetzlichsten Scenen bietende Schlachtfeld, von dem Einzug in Moskau, von ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, endlich von dem Aufgeben der verödeten und mittlerweile zu einer Brandstätte gewordenen Hauptstadt. Mit dem Bilde, daß er von diesem Elend entwarf — eine Woche später war er verwundet worden — brachen seine Schilderungen ab. Es konnte dabei nicht fehlen, daß einzelner französischer Heerführer, Neys oder Nansouty's, noch häufiger Murats und des Vicekönigs mit wenig verhehlter Vorliebe gedacht wurde; aber die Verhältnisse lagen da-

mals in Preußen und ganz besonders in seiner Hauptstadt so eigenthümlich, daß solcher Vorliebe ohne die geringste Besorgniß vor einem Anstoß Ausdruck gegeben werden konnte. Niemand wußte, wohin er sich politisch, kaum wohin er sich mit seinem Herzen zu stellen hatte, denn während unmittelbar vor Ausbruch des Krieges dreihundert unserer besten Offiziere in russische Dienste getreten waren, um nicht für den „Erbfeind" kämpfen zu müssen, standen ihnen in dem Hilfskorps, das wir eben diesem „Erbfeinde" hatten stellen müssen, ihre Brüder und Anverwandten in gleicher oder doppelter Zahl gegenüber. Wir betrachteten uns im wesentlichen als Zuschauer, erkannten deutlich alle Vortheile, die uns aus einem Siege Rußlands erwachsen mußten, und wünschten deshalb diesen Sieg, waren aber weitab davon, uns mit Kutusow oder Woronzow derartig zu identifiziren, daß uns eine Schilderung französischer Kriegsüberlegenheit, an der wir gewollt oder nicht gewollt, einen hervorragenden Antheil hatten, irgendwie hätte verletzlich sein können.

Es schlug eben sechs, als von Meerheimb sich erhob, um den Beginn einer Opernvorstellung — die Vestalin wurde gegeben — nicht zu ver-

säumen. Als sich herausstellte, daß er keine Verabredung mit anderen Kameraden getroffen habe, wurde beschlossen, ihn in die Vorstellung zu begleiten; nur Hansen-Grell und Lewin lehnten ab und schritten auf verschiedenen Wegen ihrer Wohnung zu.

Lewin hatte noch die Vorlesung im Sinn, die nicht als Schlachtbeschreibung, wohl aber als Schilderung überhaupt, einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sah das brennende Semenowskoi und wie die Pferde, im flüchtigen Passiren der Brand- und Schwelstätte, in die verrätherisch mit Aschenschutt überdeckten Kellerlöcher stürzten; er sah die tiefen russischen Kolonnen, zwischen denen, als gält' es eine Spießruthengasse zu passiren, Oberst von Leyser und seine Todesschaar hindurch jagten, und er sah endlich, wie sich ein Wiesenstreifen plötzlich mit gelben Schafpelzreitern füllte, Baschkiren und Kalmücken, die nun nach Art eines Wespenschwarms ihre Opfer niederstachen. All das sah er, und dazwischen, wie eine Melodie, die er nicht los werden konnte, hörte er die Worte des alten Compans: „Sire, es liegt in der Schanze."

Es klang ihm noch im Ohr, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Hier

fand er alles hell und licht. Frau Hulen mußte sich die Stunde seiner Rückkehr genau berechnet oder seinen Schritt auf dem Hausflur richtig erkannt haben, jedenfalls brannte schon die kleine grüne Studirlampe auf seinem Schreibtisch und schien ihn zu sich einzuladen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten, nahm Platz und warf einen Blick auf die Bücher, Blätter und Briefe, die noch ebenso lagen wie er sie Vormittags, als er sich für das Jürgaß'sche Frühstück rüstete, zurückgelassen hatte. Renatens Brief überflog er noch einmal, ohne daß sich der Eindruck sonderlich gesteigert hätte; es blieb wie es war; der äußere Schaden durfte neben dem inneren Gewinn nicht in Betracht kommen. Andererseits trieb es ihn auch wieder, seinen Gedanken, die das Sorgenvolle eines zweiten stattgehabten Brandunglücks innerhalb wenig mehr als Jahresfrist nicht verkennen konnten, womöglich eine freundlichere Richtung zu geben und die zur Hand liegenden Bücher sollten ihm dabei behülflich sein. Zu oberst lag noch immer der Band Herder. Als er ihn wieder aufschlug, fiel sein Auge auf dasselbe Lied, dessen Schlußzeilen ihn am Vormittage so weh ums Herz gemacht hatten, und abergläubisch wie er war, sah er

darin ein Zeichen von wenig guter Vorbedeutung. Er schloß verdrießlich das Buch, das ihm die gewünschte Freudigkeit nicht geben wollte, und weiter suchend, entdeckte er endlich ein brochirtes Heft, auf dessen citronengelbem Umschlag, neben seinem eigentlichen Titel: „Chants et Chansons populaires“ noch von Tante Amelies charakteristischer Hand die Worte geschrieben standen: „Dedié à son cher neveu L. v. V. par Amélie, Comtesse de P.; Chateau de Guse, Noël 1812.“ Lewin, voller Mißtrauen in den literarischen Geschmack der Guser Tante, hatte sich noch nicht entschließen können, in das Büchelchen hineinzusehen; lächelnd griff er jetzt nach demselben und blätterte darin. Eine der kleineren Abschnittsüberschriften, die er sich, vielleicht nicht ganz richtig, mit „Kinderreime“ übersetzte, reizte flüchtig seine Neugier und er begann zu lesen:

Ma petite fillette, c'est demain sa fête.
Je sais pour elle ce qui s'apprête:
Le boulanger fait un gâteau,
La couturière un petit manteau ....

„Das ist ja allerliebst,“ sagte er, „und ganz wonach ich mich gesehnt habe. Wie mir diese Reime wohlthun!“ Und er las unter steigendem Interesse bis zu Ende. Die Zeilen hafteten so-

fort in seinem Gedächtniß; aber das genügte ihm nicht, er wollte sie deutsch haben, wobei dahingestellt bleiben mag, ob nicht vielleicht schon die nächste Kastaliasitzung mit aufmunterndem Winken vor seiner Seele stand. Jedenfalls war es unter dem Einfluß einer freudig erregten Stimmung, die auch dem Uebersetzer rascher die Feder führt, daß er wie im Fluge die Reimpaare der zierlichen kleinen Strophe niederschrieb. Nur der „petit manteau“ der couturière hatte ihm eine kleine Schwierigkeit gemacht.

Die letzte Zeile stand noch kaum auf dem Papier, als es klopfte und Frau Hulen eintrat. Sie brachte den Thee.

„Setzen Sie sich, Frau Hulen, ich will Ihnen etwas vorlesen.“

Die Alte blieb an der Thür stehen und sah verlegen auf ihren jungen Herrn. Jetzt erst merkte dieser, daß er, in dem Uebermuth plötzlicher guter Laune, einen gewagten Schritt gethan habe, und die Reihe des Verlegenwerdens kam an ihn. Er getröstete sich jedoch, wie so viele vor und nach ihm, mit der alten Anekdote, daß auch Molière das Urtheil seiner Haushälterin zu Rathe gezogen habe, und sagte deshalb, während Frau Hulen das Theebrett niedersetzte, mit ziemlich

wiedergewonnener Unbefangenheit: „Hören Sie nur zu; es ist nicht schlimm.“

Zu meiner Enklin Namenstag
Ihr jeder etwas bringen mag:
Der Bäcker bringt ein Kuchenbrot,
Der Schneider einen Mantel roth,
Der Kaufmann schickt ihr, weiß und nett,
Ein Puppenkeid, ein Puppenbett,
Und schickt auch eine Schachtel rund,
Mit Schäfer und mit Schäferhund,
Mit Hürd' und Bäumchen, paarweis je,
Und mit sechs Schafen, weiß wie Schnee;
Und eine Lerche, tirili,
Seit Sonnenaufgang hör' ich sie,
Die singt und schmettert, was sie mag
Zu meines Lieblings Namenstag.

„Nun, Frau Hulen,“ schloß Lewin seine Vorlesung, „was meinen Sie dazu?“

Die Alte zupfte an ihrem Haubenband und sagte dann: „sehr hübsch“.

„Das ist mir zu wenig.“

„Ja, junger Herr, ich kann es doch nicht wunderschön finden!“

„Warum nicht?“

„Es geht alles so klipp und klapp wie ein Fibelvers.“

„Das ist es ja eben; das soll es ja. Ganz richtig. Sie sind doch eine kluge Frau, Frau

Hulen, und wenn ich wieder einen Fibelvers schreibe, so sollen Sie auch wieder die erste sein, die ihn zu hören kriegt."

Es schien nicht, daß die Mittheilung einer derartig bevorstehenden Auszeichnung von derjenigen, an die sie sich richtete, in ihrem ganzen Werthe gewürdigt wurde; Frau Hulen suchte vielmehr, während sie sonst das Plaudern über die Maßen liebte, die Rückzugslinie zu gewinnen, und erst als sie die Thürklinke schon in der Hand hatte, wandte sie sich noch einmal und sagte: „Ach, da war auch der junge Schnatermann hier..."

„Von Lichtenberg?"

„Ja, von Lichtenberg. Er brachte eine Empfehlung von seinem Vater, und sie hätten morgen ein Dachsgraben in der Dalwitzer Forst. Es kämen noch andere Berliner Herren. Ob der junge Herr auch vielleicht Lust hätte? Elf Uhr am Lichtenberger Weg."

Lewin nickte.

„Das trifft sich gut; Donnerstag ist ein freier Tag. Wecken Sie mich früh, Frau Hulen."

Und damit wünschten sie sich eine gute Nacht.

Lewin war zu guter Stunde auf, und da nur mäßige Kälte herrschte, so bedurfte es für

ihn, der ohnehin gegen Wind und Wetter abgehärtet war, keiner sonderlichen Vorbereitungen, um sich für die Partie zu rüsten.

Der Weg bis zum Rendezvousplatz war nicht allzu weit und hielt sich vom Frankfurter Thore aus auf derselben Pappelallee, die Lewin auf seinen Besuchs- und Ferienreisen nach Hohen-Vietz ungezählte Male passirt hatte. Er kannte bis nach Lichtenberg und Friedrichsfelde hin jedes einzelne Etablissement und versäumte selten, wenn er an der „Neuen Welt", einem vielbesuchten Vergnügungslokal, vorüberkam, ein Glas Bernauisches zu trinken und mit dem alten blauschürzigen Wirth, der immer selbst bediente, einen langen Diskurs zu halten. Heute gebot es sich aber doch, auf solche Diskurse, die leichter anzufangen als abzubrechen waren, Verzicht zu leisten, und so schritt er denn an dem Etablissement vorüber, vor dem eben ein mit zwei großen Hunden angeschirrter Brotwagen abgeladen wurde.

Er war noch kaum dreihundert Schritt drüber hinaus, als er auf dem breiten Fahrdamm, auf dem er bequemlichkeitshalber selber ging, einen ungeordneten Trupp Menschen auf sich zukommen sah, vierzig oder fünfzig, soweit es sich in der Entfernung abschätzen ließ. Es schien, daß auch

er bemerkt worden war, denn der Trupp, sei es auf ein Kommandowort oder aus Antrieb jedes einzelnen, begann sich plötzlich militärisch zu ordnen, und Lewin, der nicht wußte, was er aus dieser Erscheinung machen sollte, trat auf die Seite, um die Näherkommenden an sich vorbei zu lassen. Er hatte jedoch noch eine Weile zu warten, denn es waren keine raschen Fußgänger mehr, die da heran marschirten. Endlich ließen sich die vordersten deutlich erkennen. Sie trugen graue Mäntel sammt einem Czako, und konnten auf den ersten Blick noch als eine uniformirte Truppe gelten, aber bei genauerer Musterung zeigte sich der ganze Jammer ihres Zustandes. Die Stiefel, so weit sie deren hatten, waren aufgeschnitten, um die verschwollenen Füße minder schmerzvoll hineinzuzwängen, und wenn der Wind den Mantel auseinander schlug, sah man wie die Gamaschen herabhingen oder völlig fehlten. Alles desolat. Ihre theils froststarren, theils längst erfrorenen Hände waren in Tuch- und Zeuglappen gewickelt und von Waffen hatten sie nichts mehr als das Seitengewehr. Sie sahen nach Lewin hin und grüßten ihn artig, aber scheu.

Nach dieser Infanterieabtheilung kam Kavallerie, Kürassiere, zehn Mann oder zwölf, die

Reste ganzer Regimenter. Sie waren in besserem Aufzug, hatten noch ihre weißen Mäntel, zum Theil auch noch die hohen Reiterstiefel, und trugen zum Zeichen, daß sie durch Mißgeschick und nicht durch Schuld ihre Pferde verloren hätten, die Sättel derselben über die eigenen Schultern gelegt. Einige hatten noch ihre Helme mit den langen Roßschweifen, und diese wider Willen herausfordernden Ueberbleibsel aus den Tagen ihres Glanzes gaben ihrer Erscheinung etwas besonders grausiges.

Den Schluß machte wieder Infanterie, die von einem am linken Flügel marschirenden Korporal in zerschlissener aber noch vollständiger Equipirung geführt wurde. Es war ein großer hagerer Mann mit schwarzem Kinnbart und tiefliegenden Augen, unverkennbar ein Südfranzose. Lewin faßte sich ein Herz, trat an ihn heran und sagte: „Vous venez ....," aber die Stimme versagte ihm, und „de la Russie" ergänzte der Korporal, während er die Hand an den Czako legte.

Im nächsten Augenblick war der Trupp vorüber, ein Leichenzug, der sich selber zu Grabe trug. Lewin sah ihm minutenlang nach, und Empfindungen, wie sie seine Seele nie gekannt, durchwühlten ihn.

„Das sind sie, denen wir aufpassen und Fallen legen und die wir dann hinterrücks erschlagen sollen. Nein, Papa, das wäre schlimmer als den Schlaf morden, schlimmer als das Schlimmste."

Er hing seinen Gedanken noch eine Weile nach, dann wandte er sich wieder vorwärts, um das Rendezvous am Lichtenbergerweg zu erreichen.

Aber er hielt bald wieder inne. Ein tiefes Mitleid überkam ihn, zugleich ein unendliches Verlangen, diesen Unglücklichen ein Rath, eine Hülfe zu sein, und Rendezvous und Schnatermann, Dalwitzer Forst und Dachsgraben leichten Herzens aufgebend, beschloß er, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Der Vorsprung, den der kleine Trupp gewonnen hatte, war nicht groß, und schon am Ausgang der Frankfurter Linden holte er die letzte Sektion desselben wieder ein. Er sah hier, daß viel Volks um die einzelnen her war, beruhigte sich aber als er wahrnahm, daß es meist Neugier und Theilnahme war, was sie begleitete. Nur einzelne Hassesworte wurden laut; Hohn und Spott schwiegen. Er hielt sich deshalb zurück und folgte nur in einiger Entfernung dem

Zuge, der erst über den Alexanderplatz in die Königstraße, dann über den Schloßplatz in die Behrenstraße ging. Hier befand sich die französische Kommandantur, in deren großen Hof, nachdem man zuvor leise gepocht, diese Rückzugavantgarde der ehemaligen „großen Armee" eingelassen wurde. Die Menge draußen, die bald ermüdete, verlief sich in die Nachbarstraßen.

Nur Lewin blieb. Er mochte eine Viertelstunde vor dem Hause auf- und abgeschritten sein, als die große Portalthür sich von innen her öffnete und fünf von den weißmäntlichen Kürassieren wieder auf die Straße traten. Die Sättel hatten sie in der Kommandantur zurückgelassen. Mit dem scharfen Auge, das die Noth giebt, erkannten sie Lewin sofort wieder, traten an ihn heran und hielten ihn fragend und bittend die Quartierbillets entgegen, mit deren Inhalt sie nichts anzufangen wußten. Lewin las die Zettel, die sämmtlich auf ein und dasselbe kasernenartige Haus am „Rondeel", wie damals noch der jetzige Belle-Allianceplatz hieß, ausgestellt waren.

„Suivez-moi," sagte er, und trat rechts neben den vordersten. Sie folgten ruhig, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.

Als sie den Wilhelmsplatz fast schon passirt

und den Eckpunkt erreicht hatten, wo die Statue Winterfeldts steht, hörten sie kriegerische Musik, die, wenn das Ohr nicht täuschte, vom Potsdamer Thor oder aus der Nähe desselben herkommen mußte. Lewin, solchen Klängen nicht gut widerstehend, setzte sich in ein schnelleres Marschtempo, hielt aber wieder inne als er wahrnahm, daß es den ermüdeten Kürassieren schwer wurde, ihm zu folgen. Er wandte sich, wie um durch Freundlichkeit seinen Fehler wieder gut zu machen, an den unmittelbar neben ihm gehenden und sagte, mit dem Finger nach der Richtung hinzeigend, von wo die Musik kam „Entendez-vous?“

Und über die matten Züge des Angeredeten flog ein Lächeln, als er antwortete: „Ce sont des clairons français!“

Mittlerweile waren sie bis an die Ecke der Wilhelms- und Leipzigerstraße gekommen und sahen vom Thore her, denn der Zug schien endlos, eine ganze französische Division im Anmarsch. Die Musik schwieg eben, wahrscheinlich um Athem zu schöpfen; auf dem Bürgersteige aber, zu beiden Seiten der heranmarschirenden Kolonne, drängten sich dichte Volksmassen, ja waren theilweis weit voraus, um rascher nach dem Lustgarten zu kommen, wo, wie man wußte, Truppeneinzüge

und andere militärische Schauspiele abzuschließen pflegten. Lewin sammt seinen Schutzbefohlenen war unter einen Thorweg getreten und konnte den lauten Aeußerungen der dicht an ihm vorüberflutenden Menge mit Leichtigkeit entnehmen, daß es die von Italien her frisch eingetroffene Division Grenier sei, was da jetzt in allem militärischen Pomp die Leipziger Straße heraufkomme. Er hörte auch, daß General Augereau, der Gouverneur von Berlin, der Division bis Schöneberg entgegen geritten sei, um sie feierlich einzuholen und den Berlinern in beherzigenswerther Weise zu zeigen, daß der Kaiser nach wie vor unerschöpfte Hilfsquellen und trotz Moskau noch immer Armeen habe.

Es waren immer dieselben Namen und Bemerkungen, die laut wurden; jetzt aber schwieg alles, denn die Spitze der Kolonne, General Augereau selbst, war heran, ein großer starker Mann mit Adlernase und durchdringendem Blick. Er trug die Uniform eines Marschalls von Frankreich. Die demontirten Küraſſiere, als sie seiner ansichtig wurden, rückten sich zurecht, und einer, der ihn schon vom italienischen Feldzug her kannte, flüsterte den andern zu: „Voilà le Duc de Castiglione!“

Eine Suite von Ordonnanzoffizieren folgte unmittelbar, und erst als auch diese vorüber war, ließ sich die Front des an der Tête marschirenden Bataillons mit Deutlichkeit erkennen. Es war italienische junge Garde. Vorauf ein Tambourmajor, klein und mager, aber mit einem fuchsfarbenen Schnurrbart, der bis an die rothen Epauletten reichte. Fünf Schritt hinter ihm ein riesiger Mohr, nur mit Kopf und Hals über die hochaufgeschnallte Regimentspauke hinwegragend, und neben demselben ein vierzehnjähriger Hornist, ein bildschöner, und wie sich leicht erkennen ließ, von allen Weibern verhätschelter Junge, der lachend und kokett seine weißen Zähne zeigte. Er trug ein kleines silbernes Clairon in der Rechten, und sah nach den Fenstern hinauf, um wahrzunehmen, ob er auch beobachtet werde.

Die Musik schwieg noch immer. Aber jetzt, keine dreißig Schritt mehr von der Wilhelmsstraßenecke entfernt, hob der Tambourmajor seinen Stock, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder. Im selben Moment gab der Mohr einen Paukenschlag, und der kleine Hornist neben ihm setzte das silberne Horn an den Mund, und schmetterte die Signale. Dann wieder ein Paukenschlag; das Clairon schwieg und die aus vierzig Mann

oder mehr bestehende Regimentsmusik fiel ein. Im Geschwindschritt ging es vorüber; Sappeurs folgten, dann Grenadiere, und unablässig liefen Kommandoworte die lange Reihe der Bataillone hinunter.

Als Lewin sich nach seinen Gefährten umsah, standen sie abgewandt. Von ihrem alten Stolze war nichts übrig geblieben als die Scham über ihr Elend. Er wollte nicht sehen, was er nicht sehen sollte, und richtete deshalb sein Auge wieder auf die Kolonne, die jetzt mit dem letzten ihrer Bataillone defilirte. Erst als auch dieses vorüber war, legte er seine Hand leise auf die Schulter des ihm Zunächststehenden und sagte: „eh bien, hâtons nous!“

So schritten sie, ohne daß weiter ein Wort gesprochen worden wäre, die Wilhelmsstraße bis nach dem Rondeel hinunter.

Als sie eine Viertelstunde später hier schieden, stellten sich die fünf Weißmäntel wie in Reih und Glied nebeneinander und legten salutirend die Hand an den Korb ihres Pallasch. In ihrem Auge aber lag, was ein edles Herz am meisten erschüttert: der Dank des Unglücks.

XLIX.

Ein Billet und ein Brief.

Und solche Gegensätze, wie sie Lewin an jenem Vormittage, der für ihn wenigstens die Schnatermann'sche Jagdpartie scheitern sah, beobachtet hatte, brachte von da ab jeder Tag: durch die nordöstlichen Thore der Stadt zog das Elend, durch die westlichen der Glanz des Krieges herein. In den Straßen aber begegneten beide einander und sahen sich verwundert, oft beinahe feindselig an. „So waren wir," sagten die finstern Blicke der einen, aber das entsprechende: „so werden wir sein," erlosch in dem Leichtsinn und der Eitelkeit der anderen.

Unter den Berlinern, die nach ihrer Gewohnheit nicht leicht einen Truppeneinzug der einen oder anderen Art versäumten, nahm sich jeder aus diesem Gegensatz der Erscheinung das heraus, was ihm paßte, und auch in dem Kreise unserer Freunde, das Ladalinskische Haus mit eingeschlossen, gingen die Ansichten darüber weit auseinander, ob der in seinem schmutzigen, am Wachtfeuer halb verbrannten Mantel herannarschirende Veteran oder der riesige, goldbetreßte und paukenschlagende Mohr des Grenierschen Corps

als das richtigere Bild des Kaiserreiches anzusehen sei. Bninski, der mit Hilfe einer nach Polen hin lebhaft geführten Korrespondenz von den bedeutenden Truppenmassen unterrichtet war, die sich eben damals, unter dem Befehl des Vicekönigs, in den Weichselfestungen, im Warschau'schen und Posen'schen zusammenzogen, sah durch das Eintreffen frischer Divisionen aus dem Süden, von deren Existenz er selbst keine Ahnung gehabt hatte, nicht nur jede momentane Gefahr des Kaiserreichs beseitigt, sondern knüpfte auch an diese scheinbare Unerschöpflichkeit aller Hilfsquellen die weitgehendsten Hoffnungen, während andererseits Jürgaß, Hirschfeldt und von Meerheimb — besonders dieser letztere, der die totale Deroute vor Augen gehabt hatte — an ein Wiederaufgehen des napoleonischen Sternes nicht glauben wollten.

„Er mag neue Armeen aus der Erde stampfen," sagte Meerheimb, „aber nicht solche, wie zwischen Smolensk und Moskau begraben liegen."

Lewin, unpolitisch und seiner ganzen Natur nach abhängig vom Moment, kam zu keiner bestimmten Ueberzeugung, und sah das Kaiserreich sinken und sich wieder heben, je nach den heitern oder

triſten Scenen, deren zufälliger Augenzeuge er ſein durfte.

Eine Woche war vergangen, wieder ohne Kaſtaliaſitzung, was in der peinlichen Akkurateſſe ſeinen Grund hatte, mit der ſeitens aller Mitglieder an ihrem „Dinstage" feſtgehalten wurde. Dieſer letzte Dinstag aber hatte, mit Einrechnung der Gäſte, ſo ziemlich den halben Kaſtaliabeſtand: Jürgaß, Bummcke, Tubal, dazu Hirſchfeldt und Meerheimb nach Potsdam entführt, wo am darauf folgenden Tage die Konfirmation des Kronprinzen in der Schloßkapelle und daran anſchließend ein Gottesdienſt in der Garniſonkirche ſtattfinden ſollte. Tubal machte den Ausflug in Begleitung ſeines Vaters, der eine direkte Einladung der Feierlichkeit beizuwohnen erhalten hatte. Auch die Gegenwart Kathinkas wäre dem Geheimrath erwünſcht geweſen, war aber, zu ſichtlichem Verdruß deſſelben, von der an ſelbſtſtändiges Handeln gewöhnten Tochter abgelehnt worden. Sie kannte nichts ermüdenderes als Ceremonien, namentlich kirchliche, und zog es vor, „zu feſtlicher Begehung des Tages" ſich für Mittwoch Abend — an dem, zu ſpäter Stunde erſt, die nach Potsdam hin Geladenen zurückerwartet wurden — bei der ſchönen Gräfin

Matuschka anmelden zu lassen. Für den dann folgenden Donnerstag war seit Anfang der Woche schon eine kleine, nur den engsten Freundeskreis umfassende Reunion bei Ladalinskis festgesetzt, zu der selbstverständlich auch Lewin eine Einladung empfangen und angenommen hatte. Er durfte deshalb einigermaßen überrascht sein, am Morgen dieses Tages ein zierliches, in ein Dreieck zusammengefaltetes und mit blauem Lack gesiegeltes Billet nachstehenden Inhalts zu erhalten: „Lieber Lewin! Ich glaubte Dich vorgestern oder gestern, wo Papa und Tubal in Potsdam waren, erwarten zu dürfen, aber Du verwöhnst mich nicht durch Aufmerksamkeiten. Siehst Du Gespenster? Sei nicht thöricht, Lewin. Ich schreibe Dir, weil ich den Wunsch habe, Dir einen Morgengruß ins Haus zu schicken, und im übrigen nicht sicher bin, ob Du Deine Zusage für heute Abend noch im Gedächtniß hast. Poeten sind vergeßlich; Verse an mich hast Du schon längst vergessen. Kathinka v. L."

Lewin las zwei-, dreimal, sich die Worte wiederholend: „Siehst Du Gespenster?" und „sei nicht thöricht, Lewin." Es war ihm einen Augenblick, als schlösse sich ein tropischer, in berauschendem Dufte schwimmender Garten vor

ihm auf, und Kathinka, von einem Bosquet her, hinter dem sie sich versteckt gehalten, spränge ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und riefe ihm übermüthig zu: „Schlechter Sucher, der Du bist! Warum konntest Du mich nicht finden?“ Aber dann las er wieder: „Poeten sind vergeßlich; Verse an mich hast Du längst vergessen;“ und er lachte bitter.

„Dies ist der echte Ton, weil es der spöttische ist! Was sind ihre Verse? O, ich verstehe sie ganz. Ein glücklicher Liebhaber ist ihr nicht des Glückes genug, sie bedarf noch eines unglücklichen, um den Vollgeschmack des Glückes zu haben. Deshalb hält sie mich fest. Das ist die Rolle, die sie mir zudiktirt! Folie für einen glänzenderen Stein!“

Er wollte das Billet zerknittern, und fühlte doch, daß ihm die Hand versagte. Eine weichere Stimmung überkam ihn, und er berührte die Stelle, die auf Augenblicke wenigstens neue Hoffnungen in ihm angefacht hatte, mit seinen Lippen. Dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es zu sich.

Es war ihm klar, daß die nächsten Stunden, wenn er sie an seinem Schreibtische zubrächte, doch für ihn verloren sein würden; so brach er

auf, um in der Stadt Zerstreuung zu suchen. Er fand sie rascher, als er erwarten durfte. An der Ecke des Rathhauses standen hunderte von Personen, um einen in französischer und deutscher Sprache abgefaßten, auf große gelbe Zettel gedruckten Straßenanschlag zu studiren. Er trat hinzu und las über die Köpfe der vor ihm Stehenden hinweg: „Seine Excellenz der Herr Marschall, Kommandant en Chef des eilften Armeecorps, ist benachricht, daß zu Berlin viele Subalternoffiziere, auch Employès der großen Armee angekommen sind, die ihre Corps, ohne dazu ermächtigt zu sein, verlassen haben. Seine Excellenz befiehlt allen vorgenannten Personen die Stadt zu verlassen, widrigenfalls alle diejenigen, die diesem Befehl nicht genügt haben, durch die Gendarmerie verhaftet, ihre Namen aber dem Herrn Kriegsminister notificirt werden sollen. Alle Gastwirthe sind angewiesen, keine der in nachstehender Ordre bezeichneten Offiziers bei sich aufzunehmen, und werden im Betretungsfalle in eine näher zu bestimmende Geldstrafe genommen werden. Gez. Augereau, Herzog von Castiglione."

Dieser Straßenanschlag, mehr noch als das neunundzwanzigste Bulletin, das in den Weihnachts-

tagen erschienen war, enthielt das Zugeständniß einer vollkommenen Auflösung der großen Armee; die Disziplin war hin, und mit ihr das zusammenhaltende Band. Jeder, der die Bekanntmachung las, empfing diesen Eindruck, und ließ es nach Berliner Art nicht an spitzen Bemerkungen fehlen: „Employés und Subalternoffiziere! Von den Generälen ist keine Rede," sagte der eine; „und von den Marschällen erst recht nicht," fügte ein anderer hinzu. „Gewiß nicht; eine Krähe kratzt der andern die Augen nicht aus." So ging es hin und her, und dazwischen die mehr als einmal wiederholte Versicherung, daß die Berliner Gastwirthe keine französischen Polizeibeamten wären.

Lewin löste sich bald aus dem Menschenknäuel heraus und traf in der Nähe der Stechbahn ein paar Kommilitonen, die sich leicht bereden ließen, ein Kolleg zu opfern und an einem Spaziergang nach Charlottenburg theilzunehmen. Es war ein Marwitz und ein Löschebrand, Landsleute und alte Bekannte schon von den Schulbänken des grauen Klosters her. Sie schritten erst die Linden, dann die große Chaussee hinunter auf das „türkische Zelt" zu, wo sie, da zwölf Uhr mittlerweile herangekommen war, ein Dejeuner bestellten.

Unter lebhaftem Geplauder, das sich abwechselnd um York und das Augereau'sche Plakat, um Spontinis Vestalin und die Konfirmation des Kronprinzen drehte, wurde Lewin der Verstimmungen Herr, die der Vormittag mit sich gebracht hatte, und sah sich nur flüchtig wieder daran erinnert, als er beim Herausnehmen seiner Brieftasche das seiner Form und Farbe nach einigermaßen auffällige Billet Kathinkas zur Erde fallen ließ.

„Ei, Vitzewitz," sagte Löschebrand, „ein Billet-doux! Immer neue Seiten, die wir an ihm kennen lernen; nicht wahr, Marwitz?" Dieser bestätigte, und im nächsten Augenblicke war der Zwischenfall vergessen.

Es mochte vier Uhr sein, oder nur wenig später, als Lewin wieder in den Flur seines Hauses trat und sich an dem alten, längst spiegelglatt gewordenen Treppengeländer die halbweggelaufenen Stufen hinauffühlte.

Er fand oben einen Brief vor, in dessen Aufschrift er, trotz des schon herrschenden Halbdunkels, leicht die Hand seines Vaters erkennen konnte. Die Scheiben glühten noch im Abendroth. Er trat deshalb an das Fenster und las:

„Hohen-Vietz, den 20. Januar.

Lieber Lewin!

Das Hohen-Vietzer Ereigniß der vorigen Woche, hat Dir Renate mitgetheilt, und Deiner umgehenden Antwort hab' ich entnehmen können, daß Du das Unglück, denn ein solches bleibt es, mit derselben getheilten Empfindung ansiehst, wie wir alle. Eine niedergebrannte Scheune des Wirthschaftshofes und nun ein in Asche gelegter Flügel des Herrenhauses gewähren freilich keinen erfreulichen Anblick, am wenigsten den der Ordnung; aber sind es denn Zeiten der Ordnung überhaupt, in denen wir leben? Und so stimmen die Brandstätten zu allem übrigen. Nichts mehr davon. Es steht mehr auf dem Spiel als das.

Unsere Organisation ist beendet. Ich sehe Drosselstein, der mehr Eifer entfaltet, als ich bei seiner reservirten Natur erwarten konnte, beinahe täglich, ebenso Bamme, mit dem ich mich auszusöhnen beginne. Er ist Feuer und Flamme, und seinen beleidigenden Cynismus, von dem er auch jetzt nicht läßt, paart er mit einer Selbstsuchtslosigkeit, ja ich muß es sagen, mit einer gelegentlichen Höhe der Gesinnung, die mich in Erstaunen setzt. Nächst ihm ist Othegraven der thätigste. Er hat einen großen Einfluß unter

den Bürgern, und die Schüler der beiden oberen Klassen hängen an jedem seiner Worte. Das Pedantische, das ihm sonst eigen ist, hat er entweder abgestreift, oder weil es in einem starken Glauben an sich selber wurzelt, unterstützt es wohl gar die Wirkung seines Auftretens.

Wenn ich sagte, unsere Organisation sei beendet, so hatte ich dabei nur unser Barnim und Lebus im Auge; an anderen Orten fehlt noch manches, so namentlich in den durch ihre Lage so wichtigen Dörfern jenseits der Oder. Wir diesseits haben eine Landsturmbrigade gebildet, vier Bataillone, die sich nach eben so vielen Städten unserer beiden Kreise benennen: Bernau, Freienwalde, Müncheberg und Lebus. Die Ordre de Bataille des letzteren wird Dich am meisten interessiren, weshalb ich sie hier folgen lasse:

Landsturmbataillon Lebus.

1. Kompagnie Hohen-Zieser: Graf Drossel-stein.
2. Kompagnie Alt-Medewitz-Protzhagen: Hauptmann von Rutze.
3. Kompagnie Hohen-Vietz: Major von Vitzewitz.
4. Kompagnie Neu-Lietzen-Dolgelin: (Vacat.)

Nach dem Prinzip, das Du hierin erkennen wirst — Bamme hat das Commando der Brigade übernommen — verfahren wir überall. An Offizieren ist noch Mangel, weil die Zahl derer, die nur mit Wind von oben segeln können, auch bei uns überwiegt. In zehn oder zwölf Tagen muß trotz alledem alles schlagfertig sein, auch da, wo man am meisten zurück ist.

Dies ist in gewissem Sinne zu spät, um so mehr, als es für das, was ich in den Weihnachtstagen vorhatte, auch *heute* schon zu spät sein würde. Die gesammte französische Generalität, wie mir Othegraven aus Frankfurt, und Krach, der in Küstrin war, von dorther schreibt, ist glücklich über die Oder. In Zobelpelzen und mit immer erneutem Vorspann, an dem es unsere Dienstbeflissenen nicht haben fehlen lassen, sind sie dem Kaiser, der ihnen das Beispiel gab, gefolgt. Der Nachtheil, der uns daraus erwächst, ist unberechenbar; die Beseitigung der Generäle, *so oder so* (von diesem Satze geh' ich nicht ab) war eben wichtiger, als es die Beseitigung der Armeereste je werden kann. Vieles ist versäumt, unwiederbringlich verloren. Unsere Politik des Abwartens ist daran Schuld.

Aber eben dieses Abwarten, das uns so

vieles versäumen ließ, hat uns vor eben so vielem bewahrt, und wenn nun schließlich zwischen guten und schlimmen Folgen abgewogen werden soll, so ist es möglich, oder — ich zögere nicht, dies Zugeständniß zu machen — selbst sehr wahrscheinlich, daß sich die Wage nach der guten Seite hin neigt. Vor drei Wochen glaubte ich, daß es ohne den König geschehen müsse, jetzt weiß ich, und gesegnet sei dieser Wandel der Dinge, daß es mit ihm geschehen wird. Wir werden einen Krieg haben nach alten preußischen Traditionen. Ich wäre vor einem Volkskriege nicht erschrocken, denn erst das Land und dann der Thron, aber wie unser märkisches Sprichwort sagt: besser ist besser.

Ja, Lewin, ein Wandel der Dinge, an den ich nicht mehr zu glauben wagte, er ist da, und die nächsten Tage schon werden ihn der Welt verkünden. Leicht möglich, daß wenn Du diese Zeilen erhältst, der erste der beabsichtigten Schritte bereits geschehen ist.

Und nun höre. Der Hof verläßt Potsdam und geht nach Breslau. Dieser Schritt ist wichtiger, als Du ermessen kannst. Was ihn veranlaßt hat, darüber gehen nur Gerüchte. Es heißt, daß Napoleon beabsichtigt habe, sich des Königs zu be-

mächtigen, und ihn als Geißel, als Gewähr für die friedliche Haltung des Landes, auf eine französische Festung abführen zu lassen. Ich untersuche nicht, wie viel Wahres oder Falsches an diesem Gerüchte ist, es genügt, daß ihm der König Glauben geschenkt hat. Unmittelbar nach der Konfirmation des Kronprinzen, die heute stattfindet, wird der Aufbruch erfolgen. Es geht in fünf Etappen; das Regiment Garde wird diese Uebersiedelung begleiten oder decken. Breslau, Schlesien sind gut gewählt; die Provinz ist die einzige, die keine französische Besatzung hat, und Oesterreich, auf das wir rechnen, ist nahe.

Und nun höre weiter!

Auf den 26. ist das Eintreffen des Königs in Breslau festgesetzt; eine Woche später wird er sein Volk zu den Waffen rufen. Der Entwurf zu diesem Aufruf ist in meinen Händen gewesen; er spricht die Sprache, die jetzt gesprochen werden muß, und es ist nur eins, was ihm fehlt: der Feind wird nicht genannt. Aber, Gott sei Dank, es bedarf dessen nicht mehr, Yorks zum Schein verworfene, aber wie ich jetzt mit Bestimmtheit weiß, in allen Stücken gebilligte Kapitulation, dazu der wahrscheinlich morgen schon stattfindende Aufbruch des Hofes, um sich den Launen eines

unberechenbaren Bundesgenossen zu entziehen, alles das läßt keinen Zweifel darüber, wem es gilt.

Und in die leere Luft verhallen wird dieser Aufruf nicht. Ich kenne unser Volk. Es ist werth, daß es besteht, und es wird sich für sein Bestehen einsetzen. Das ist alles was es kann. Keiner hat mehr als sich selbst. Wir haben viele Fehler, aber auch viele Vorzüge; es trifft sich, daß wir den Gegensatz von schwarz und weiß nicht blos in unseren Farben haben. Der Sinn fürs Ganze ist seit des großen Königs Tagen in uns lebendig geworden, und sehen wir das Ganze hinschwinden, so schwindet uns auch die Lust an der eigenen Existenz. Denk an den alten Major, der am Tage nach Kunersdorf in unserer Hohen-Vietzer Kirche verblutete. Sein Blutfleck erzählt von ihm bis diesen Tag. Er dachte, daß Preußens letzte Stunde gekommen sei; „ich will sterben, Kinder," rief er, als sie ihn niederlegten, und riß sich den Verband von seiner Wunde.

Und solcher leben noch viele bei uns!

Im übrigen, wir werden einen ordentlichen Krieg haben, Lewin, und ordentliche Fahnen. Hörst Du: ordentliche, preußische, königliche Fahnen. Du sollst mit mir zufrieden sein. Bin

ich doch mehr in Dein Lager übergegangen, als Du in das meine. Schreibe bald; noch besser, komm! Alles grüßt: die Schorlemmer, Renate, Marie. Selbst Hektor, der mich groß ansieht und zärtlich winselt, scheint sich melden zu wollen.

Wie immer Dein alter Papa B. v. B."

L.

Kleiner Cirkel.

Die Einladung zu Ladalinskis hatte auf sechs Uhr gelautet; der alte Geheimrath, wenn er es vermeiden konnte, liebte nicht die späten Zusammenkünfte. So war es denn hohe Zeit für Lewin sich zu rüsten. Und er that es; aber nicht in bester Laune. Immer wieder bestürmte ihn die seit Stunden vergebens zurückgedrängte Frage, was Kathinka mit ihrer zweiten so räthselvoll zugespitzten Einladung eigentlich bezweckt habe, und immer wieder lautete die Antwort: „Kokettes Spiel! Sie bedarf meiner; ich bin ihr werthlos und werthvoll zugleich; sie hält mich wie den Vogel am Faden, und gefällt sich darin, den Faden nicht aus der Hand zu lassen." Das war der Grundton in seiner Betrachtung, in der nur leise Hoffnungsstimmen mitklangen.

Es schlug eben sieben vom Marien- und gleich darauf auch vom Nikolaithurm, als unser Freund in das Ladalinskische Haus eintrat.

Die Gesellschaft war schon versammelt, und zwar in dem uns bekannten kleinen Damenzimmer, das heute, wo statt der rothdämmerigen Ampel eine große und helle Astrallampe brannte, um vieles heiterer wirkte als an jenem Ballabend, der nur zwei große Momente gehabt hatte: die Mazurka und die Nachricht von der Kapitulation.

Kathinka, trotzdem sie beim Eintreten Lewins in einer intimen Flüsterunterhaltung mit der schönen Matuschka war, begrüßte den wie gewöhnlich um eine Stunde zu spät Kommenden mit eben so viel Unbefangenheit wie Freundlichkeit, und während dieser einen Stuhl nahm, um in den aus Tubal, Bninski, Jürgaß und dem alten Ladalinski gebildeten Halbkreis einzurücken, unterließ sie nicht, über das „Zuspätkommen" der Poeten zu spötteln, das übrigens nicht Wunder nehmen könne, da die Unpünktlichkeit die Schwester der „Vergeßlichkeit" sei. Dem letzteren Wort gab sie nicht nur einen verstärkten Ton, sondern auch einen besondern Vertraulichkeitsausdruck, als ob sie sich dadurch noch einmal

zu dem ganzen Inhalt ihres Vormittagsbillets, das mit einem leisen Vorwurf über seine „Vergeßlichkeiten" geschlossen hatte, habe bekennen wollen. Er seinerseits unterließ jede Antwort darauf, entweder weil ihn das Spiel verdroß, oder weil er in eben diesem Augenblicke, vom Sopha her, die beiden großen Krystallgläser der alten, auch heute wieder neben dem Fräulein von Bischofswerder sitzenden Oberhofmeisterin-Excellenz scharf auf sich gerichtet fühlte, doppelt scharf und böse, weil er sie durch sein verspätetes Eintreffen in einem begonnenen Vortrag unterbrochen hatte. Voll Verlangen, sie wenn irgend möglich wieder zu versöhnen, erhob er sich von seinem Stuhl, auf dem er kaum erst Platz genommen hatte, um in etwas wirren Worten eine Entschuldigung zu versuchen; die alte Excellenz schlug aber mit unverkennbar absichtlichem Geräusch ihre Lorgnette zusammen und lächelte hochmüthig, wie um auszudrücken, daß Schweigen und Dulden um vieles schicklicher gewesen sein würde, und fuhr dann, an der Bischofswerder rücksichtslos vorbeisprechend, in ihren Mittheilungen mit schnarrender Stimme fort: „Ich wiederhole Ihnen, lieber Ladalinski, daß Seine Majestät morgen mit dem frühesten Potsdam

verlassen werden. Das nächste Nachtquartier wird in Beeskow genommen, einer kleinen Stadt, die besser ist als ihr Ruf; sie hat ein ehemalig bischöfliches Schloß. Die Garden begleiten den König. Tippelskirch hat an Kessels Stelle das Kommando übernommen. Kessel bleibt in Potsdam. Se. Majestät gedenken am 26. in Breslau einzutreffen."

„Ich empfing eben eine gleichlautende Nachricht von meinem Vater aus Hohen-Vietz," bemerkte der in seiner Verlegenheit abermals fehlgreifende Lewin, und mußte sich — da Blicke wirkungslos bleiben zu sollen schienen — nunmehr eine direkte Reprimande von Seiten der alten Gräfin-Excellenz gefallen lassen.

„Es ist nicht Art der preußischen Oberhofmeisterinnen," erwiderte dieselbe spitz, „Nachrichten über Se. Majestät den König in Umlauf zu setzen, die noch der Bestätigung bedürfen. Es freut mich indessen, Ihren Herrn Vater so gut unterrichtet zu sehen. Ich bitte, mich ihm bei nächster Gelegenheit in Erinnerung bringen zu wollen. Seine Schwiegermutter, die Generalin von Dumoulin, war eine Jugendfreundin von mir."

Lewin, der nicht wußte, was er aus diesen Worten machen sollte, in denen sich neben aller

Ueberhebung doch auch wieder ein leiser Anflug von Theilnahme aussprach, hielt es für das gerathenste, alles Unliebsame darin zu überhören, und verbeugte sich artig gegen die alte Gräfin, während diese mit Wichtigkeit fortfuhr:

„Augereau hat strikten Befehl, sich in bestimmt vorgezeichneten Fällen, namentlich im Fall eines Aufstandes, der Person des Königs zu bemächtigen, und Se. Majestät, die seit länger als drei Wochen von diesem strikten Befehle weiß, würde sich der drohenden Gefahr schon früher entzogen haben, wenn nicht der Wunsch vorgeherrscht hätte, die bevorstehende Konfirmation des Kronprinzen, die nun gestern, wie wir alle wissen, wirklich stattgefunden hat, abzuwarten. Uebrigens haben Seine königliche Hoheit, was Ihnen, lieber Geheimrath, trotz Ihrer Anwesenheit bei der Feier entgangen sein dürfte, zur Erinnerung an diesen hochwichtigen Tag, aus den Händen Sr. Majestät einen kostbaren Ring erhalten."

„Sans doute," bemerkte Bninski.

„Sans doute?" wiederholte fragend und gedehnt die alte Oberhofmeisterin, der der spöttische Ton in der hingeworfenen Bemerkung des Grafen nicht entgangen war. „Warum sans doute, Graf Bninski?"

„Weil der Ring," erwiderte dieser, „das Zeichen ewiger und unverbrüchlicher Treue ist, und eine Feier in diesem Lande, am wenigsten eine kirchliche, ohne dieses Zeichen nicht wohl gedacht werden kann."

Der Geheimrath rückte verlegen hin und her. Es war ihm im höchsten Maße peinlich, in seinem Hause, noch dazu in Gegenwart zweier Damen vom Hofe, Worte fallen zu hören, deren ironische Bedeutung trotz des Ernstes, mit dem sie vorgetragen wurden, niemandem entgehen konnte. Er sah deshalb zu dem Grafen hinüber, ersichtlich bemüht, diesen, wenn nicht zu einem Wechsel des Gesprächs, so doch wenigstens zu einem Wechsel des Tones zu veranlassen. Bninski aber ignorirte diese Bemühungen, und fuhr in demselben Tone fort: „Es zählt dies zu den Eigenthümlichkeiten deutscher Nation. Immer ein feierliches in Eid- und Pflichtnehmen, dazu dann ein entsprechendes Symbol, und ich darf sagen, ich würde überrascht sein, wenn dem kostbaren Ringe, den Se. königliche Hoheit aus den Händen des Königs seines Vaters empfangen hat, nicht noch eine direkte Aufforderung zum Treuehalten, entweder in Form einer eingravirten Devise oder eines Bibelspruchs beigegeben

sein sollte. Etwa: „Sei getreu bis in den Tod", oder dem ähnliches."

Die alte Gräfin preßte die Lippen zusammen. Es war ersichtlich, daß sie schwankte, in welcher Art sie repliziren solle; aber sich rasch für eine versöhnliche Haltung entscheidend, sagte sie mit erzwungener guter Laune: „Ich sehe, Graf, daß Sie von dem Ringe wissen. Wenn durch Inspiration, so beglückwünsche ich Sie und uns. Der innere Rand trägt allerdings die Umschrift: „Offenbarung Johannis 2. V. 10." In diesem Punkte haben Sie Recht behalten; aber nicht darin, daß dieser Konfirmationsring eine Hof- oder Landessitte sei. Im Gegentheil; es ist der erste Fall der Art."

„So wird es Sitte werden. Gute Beispiele pflegen einen fruchtbaren Boden in dem loyalen Sinn des Volkes zu finden."

Sehr wahrscheinlich, daß die fortgesetzten Sarkasmen Bninskis doch schließlich alle friedlichen Entschlüsse der Oberhofmeisterin, die fast eben so heftig wie hochfahrend war, in ihr Gegentheil verkehrt hätten, wenn nicht in diesem Augenblicke Kathinka ihr bis dahin mit der schönen Matuschka geführtes Gespräch abgebrochen und zwei Tabourets, für sich und ihren Plauder-

Partner, in den Halbkreis, zwischen Lewin und Bninski, hineingeschoben hätte.

„Welche Blasphemien, Graf!“ wandte sich Kathinka an diesen. „Sollte man doch meinen, wenn man den Ton Ihrer Worte vor Gericht stellen könnte, daß Sie geneigt seien, den Ring für ein überflüssiges Ding in der Weltgeschichte zu halten. Aber darin irren Sie. Nichts ohne Ring. Nicht wahr, Herr von Jürgaß?“

„Sans doute,“ sagte dieser, der, ohne Furcht dadurch anzustoßen, das fast zum Zankapfel gewordene Wort wiederholen durfte. „Ich stimme Fräulein Kathinka bei: nichts ohne Ring! Um ihn dreht sich alles in Leben, Sage, Geschichte; der liebste war mir immer der des Polykrates, denn ich schätze Leute, die Glück haben. Nun haben wir auch noch die Ballade dazu. Mit Hülfe eines Ringes vermählte sich der Bischof seiner Kirche, der Doge dem Meere, und selbst Heinrich VIII. seinen sechs Frauen, dieser geniale Hazardeur mit dem six-le-va. Beiläufig, eine Kollektivausstellung seiner sechs Trauringe müßte zu sonderbaren Betrachtungen führen.“

„O nichts von diesem König Oger, der es vergessen zu haben schien, daß unschuldige Frauen auch eines natürlichen Todes sterben können.“

„Aber Anne Bulen, meine Gnädigste, war überführt.“

„Ach, ich bitte Sie, Jürgaß, haben Sie je von einer überführten Frau gehört? Ich glaube gar, Sie wollen ernsthaft seinen Vertheidiger machen; da hätt' ich Sie doch für galanter gehalten. Erzählen Sie mir lieber von besseren Ringen, als von den sechs Trauringen König Heinrichs.“

„Dann kann ich nur noch von den drei Ringen der Puttkammers erzählen.“

„Sie scherzen. Von den Tudors auf die Puttkammers! Das ist denn doch ein Sprung. Im Uebrigen bin ich neugierig genug. Was ist es damit? Aber es muß etwas Heiteres sein.“

„Ich weiß nicht. Es beginnt gleich damit, daß diese drei Ringe nur noch zwei sind. Und diese zwei sind wieder unsichtbar.“

„O, das ist ein guter Anfang; etwas gespenstisch. Aber wir haben ja noch früh. Also nur weiter.“

„Nun gut. Es waren also drei Ringe, die die Wichtelmännchen oder die „kleinen Leute“, oder die Unterirdischen den Puttkammers zum Geschenke machten, vor langen, langen Jahren, als Pommern eben fertig geworden war.“

„Wann war das?“

„Sagen wir hundert Jahre nach Fertigwerdung der Mark; diese Differenz müssen Sie meinem Lokalpatriotismus zu Gute halten. Also die Puttkammers hatten ihre drei Ringe, die sie, so hatten die Wichtelmännchen gesprochen, wahren und in Ehren halten sollten, das würde dem Hause Glück und Segen bringen. Und es kam auch Segen in's Haus, namentlich an Kindern, bis plötzlich, niemand weiß wie, der eine Ring verloren ging und der Segen sich minderte.“

„Ah!“ sagte Tubal.

„Sie sagen „Ah“ und athmen auf,“ fuhr Jürgaß fort. „Die Puttkammers aber mochten auf den Segen nicht verzichten. Und weil sie sicher gehen wollten, so baute der reichste von ihnen ein schönes Schloß, und in den Schloßthurm hinein, da wo die Wände am dicksten sind, vermauerte er die beiden verbliebenen Ringe. Und da sind sie noch und bergen wie sich selbst, so auch das Glück des Hauses.“

Das Fräulein von Bischofswerder, das bis dahin steif und unbeweglich auf dem Sophaplatz gesessen hatte, hatte, während Jürgaß sprach, immer lebhafter und zustimmender ihr Kinn an den Hals gedrückt. Jetzt nahm sie das Wort:

„Auch wir hatten einen solchen Ring," sagte sie, „der der Sage nach das Glück der Familie begründen sollte."

„Und es wohl auch begründet hat," unterbrach die alte Excellenz. „Es war, denk' ich, der Geisterring Ihres Herrn Vaters, der die Lebendigen einschläferte und die Todten citirte."

„Gewiß," erwiderte die Bischofswerder, die bei diesem Hohn ihre sonstige Devotion hinschwinden fühlte, „gewiß Excellenz. Und unter diesen Todten befanden sich ganze Familien, die ohne den Ring meines Vaters immer todt geblieben wären. Ist nicht die Dankbarkeit auch eine deutsche Tugend, Graf Bninski?"

Dieser, einigermaßen überrascht, von so unerwarteter Seite her seine Ketzereien unterstützt zu sehen, verbeugte sich gegen die Bischofswerder, während der Geheimrath von dem Gedanken geängstigt, die kaum erst überstandene Gefahr in neuer Gestalt heraufziehen zu sehen, sich mit der Frage an Lewin wandte: „Was war es doch, Lewin, mit dem Bredow'schen Erbringe, von dem Du mir vor Weihnachten erzähltest? Nur der Eindruck ist mir geblieben. Ich hört' es gerne noch einmal. Excellenz Reale wird es gestatten, und Kathinka, die so lebhaft für Ringe plaidirt,

muß Dir dankbar sein, etwas zur Verherrlichung ihres Themas zu hören."

„Gewiß," bemerkte diese, „ich würde schon dankbar sein, unseren schweigsamen Freund sich überhaupt an unserem Gespräche betheiligen zu sehen, doppelt, wenn es in Vertheidigung des Ringes und seiner welthistorischen Mission geschieht. Denn jedes Ding braucht seinen Mann, und ich wüßte nicht, was besser zusammen paßte, als ein Ring und Vetter Lewin. Vor allem, wenn es ein Trauring ist. Es ist ein stiller natürlicher Bund zwischen beiden, und es ließe sich ein Märchen darüber schreiben; ja ich glaube, ich könnte es, unpoetisch wie ich bin. Ich würde den Trauring als einen kleinen runden, in seiner Mitte ausgehöhlten König auffassen, der alle guten Leute beherrscht, die Ehrbaren und die Tugendsamen. Und an den Stufen seines Thrones stände sein erster Minister, als ehrbarster und tugendsamster, und er hieße Lewin."

Lewin wurde blaß und roth, faßte sich aber rasch und sagte ruhig: „Nach einer Charakterschilderung wie dieser werd' ich mich freilich der an mich ergangenen Aufforderung nicht entziehen können, um so weniger, als es von König Pharaos Tagen her zu den Aufgaben und Vorrechten eines

Tugendministers gehört, Träume zu deuten und Geschichten zu erzählen. Und so beginn' ich denn:

„Es war also wirklich ein Erbring, breit und mit allerhand Zeichen, und eine junge Frau von Bredow, deren Eheherr, Josua von Bredow, Rittmeister und Amtshauptmann von Lehnin war, trug ihn am Ringfinger der linken Hand. Den Winter über lebte das junge Paar in der kleinen Perleberger Garnison, wenn aber der Mai kam, gingen sie, wie sich's gebührte, nach Lehnin, um in dem geräumigen Abthause, dem einzigen, das aus alten Klostertagen her noch geblieben war, ihre amtshauptmannschaftliche Wohnung und zugleich auch eine Sommerfrische zu nehmen. Das waren dann glückliche Wochen, und sie fuhren nach Plessow, Göttin, Rekahne, um die verschiedenen Rochows, und ebenso nach Groß-Kreuz, um den alten Herrn von Arnstedt zu besuchen, ihr liebstes aber blieb doch immer, an dem schönen Klostersee spazieren zu gehen, besonders wo zwischen Brombeer- und Haselsträuchern hin der Weg über die dicht in Blumen stehende Wiese läuft."

„Wie hübsch," sagte Kathinka. „Ich hätte mit von der Partie sein mögen."

„Und eines Abends," fuhr Lewin fort, „machten sie wieder ihren Spaziergang, und weil

gerade die Hagerosen blühten, wandelte die junge Frau die Lust an, eine derselben zu pflücken. Sie drückte deshalb, um die Rose leichter abreißen zu können, einen dicht umherstehenden Haselstrauch bei Seite, aber im selben Augenblicke, wo sie die Linke nach der Rose hin ausstreckte, schlug die stärkste der Haselruthen wieder zurück und streifte ihr den Ring vom Finger. Sie sah den goldenen Bogen, den er in der Luft beschrieb, und wie er dann auf den Wiesenstreifen dicht hinter der Hecke niederfiel. Ein leiser Schrei kam über ihre Lippen; dann theilten beide sorglich die Hecke, bückten sich und begannen zu suchen. Sie suchten noch, als schon die Mondsichel am stillen Abendhimmel stand; sie suchten in der Frühe des Morgens und als es Mittag war. Aber umsonst, der Ring war fort. Du wolltest mit von der Partie sein, Kathinka; vielleicht daß Deine glückliche Hand ihn gefunden hätte."

„Keine Diversionen," lachte diese. „Die Geschichte, die Geschichte."

„Und mit dem Ringe war das Glück des jungen Paares dahin; nicht langsam und allmählich, sondern unmittelbar. „Du hättest vorsichtiger sein sollen," sagte der Eheherr im Tone des Vorwurfs, und mit diesem Worte war es geschehen

Aus dem ersten Vorwurf wurde der erste Streit, und alles was den Frieden eines Hauses stören kann, brach in Jahresfrist herein: Krankheit und Kränkung, Mißernten und Eifersucht."

„Auch Eifersucht? Nicht doch. Du darfst Deine Helden nicht muthwillig um die Gunst Deiner Hörer bringen."

„Nur um sie neu zu gewinnen. Allerdings erst für spätere Zeiten."

„Dann überschlage was zwischen liegt."

„So wollt' ich auch. Die silberne Hochzeit war endlich nahe und Josua von Bredow, der längst den Dienst quittirt und sich auf seine Amtshauptmannschaft in die Lehniner Einsamkeit zurückgezogen hatte, dachte trotz manchen Unfriedens, der nach wie vor in seinem Hause herrschte, den Tag zu feiern. Es waren doch immer fünfundzwanzig Jahre! Er hatte deshalb einen großen Bogen Papier vor sich und schrieb eben die Namen derer auf, die zu dem Tage geladen werden sollten, als ihm Frau von Bredow, die trotz ihrer fünfundvierzig immer noch eine hübsche und stattliche Frau war, über die Schulter sah und auf das bestimmteste forderte, daß der alte Arnstedt, der sich auf dem letzten Potsdamer Ball ungebührlich benommen habe, gestrichen werden sollte.

„Eine Scene schien unvermeidlich. Da trat in großer Aufregung die Wirthschafterin ins Zimmer und sagte: „Gnädiger Herr, da is er, die alte Holtzendorffen hat ihn eben gefunden.“ Und dabei legte sie eine große Frühkartoffel vor ihn hin, die, beim Ansetzen, mit ihrer Spitze in den goldenen Erbring hineingewachsen war. Da war er also wieder. Die gnädige Mutter Natur gab ihn heraus, und Josua von Bredow und seine geborene von Ribbeck wußten nun, daß wieder bessere Tage kommen würden. Er gab ihr einen Kuß und strich den alten Arnstedt ohne Widerrede aus. Und als in der Woche darauf die silberne Hochzeit wirklich gefeiert wurde, da traten sie zum zweiten Mal vor den Altar, und der alte Lehniner Pastor Krokisius, der aber damals noch bei mittlern Jahren war, hielt eine wunderschöne Rede über den Spruch: „Wen Gott lieb hat, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen“. Und als seine Rede, denn er konnte sich nicht kurz fassen, endlich zu Ende war, da nahm er die Hand der Silberbraut und steckte den Ring an denselben vierten Finger, von dem ihm die böse Haselruthe abgestreift und dadurch eine lange Zwischenzeit des Unfriedens geschaffen hatte. Am Tage nach dieser Feier aber, denn

sie mochten sich von ihrem Schatz nicht wieder trennen, ließen sie von Berlin her einen Graveur kommen, der mußte den Tag des Verlustes und des Wiederfindens in den Ring eingraben und die schöne Bibelstelle, über die Pastor Krokisius gepredigt hatte. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heutigen Tages noch."

Die Gräfin-Excellenz hatte während der Erzählung mehr und mehr ihre hautaine Haltung abgelegt und tippte jetzt Lewin, wie zur Besiegelung ihrer jungen Freundschaft, mit der Lorgnettenspitze auf die Hand.

Kathinka versprach, sobald sie Königin geworden sein würde, ihn als Traumdeuter und ersten Erzähler an ihren Hof zu ziehen, und nur die Bischofswerder konnte sich nicht darüber beruhigen, daß dieser entzückende Ring gerade in eine Kartoffel hineingewachsen sei, „die Poesie leide darunter", eine Bemerkung, der Lewin ohne weiteres zustimmte, weil er die Unmöglichkeit einsah, in diesen ästhetischen Anschauungen Licht zu schaffen.

Der alte Geheimrath, seiner Natur entsprechend, verweilte bei Nebensächlichkeiten, und wollte namentlich wissen, welcher Bredow'schen Linie der Erbring angehört habe. Dann kam er auf Lehnin, verbreitete sich über die Weissagung,

deren erste und letzte Zeilen er im lateinischen Original auswendig wußte und schloß mit einem Seufzer darüber, daß ihm während voller siebzehn Jahre ein Besuch dieser alten Kulturstätte, zugleich des Begräbnißplatzes so vieler Markgrafen und Kurfürsten, versagt geblieben sei.

„Aber warum versagt?“ unterbrach ihn Tubal, und ehe der alte Ladalinski antworten konnte, fiel Kathinka mit aller Bestimmtheit ein:

„Machen wir die Partie. Wer ist unser Reisemarschall? Tubal, nein; Lewin, zweimal nein. Aber Sie, Herr von Jürgaß! Ich will nicht so viel Menschenkenntniß haben, um einen Attaché von einem Professor zu unterscheiden, wenn Sie nicht der geborene Reisemarschall sind.“

„Ich würde sofort meine Unfähigkeit beweisen, wenn ich widerspräche.“

„Also angenommen?“

„Ja.“

„Und wann?“

„Nicht vor Dinstag. Wir haben in Potsdam Relais; so ist es Zeit, wenn wir um Mittag aufbrechen. Rendezvous: Schöneberg, am „schwarzen Adler“. Zwölf Uhr pünktlich. Au revoir.“

LI.

Lehnin.

Und der verabredete Dinstag kam. Aber er kam nicht, ohne daß das eingetreten wäre, was bei ähnlichen Verabredungen immer einzutreten pflegt: die Hälfte hatte sich inzwischen eines andern besonnen. Nicht nur die Gräfin-Excellenz sammt der Dame d'Atour vom Hofe der hochseligen Königin, auch der alte Geheimrath, dessen pedantisch-romantisches Verlangen, die lateinischen Zeilen der Lehnin'schen Weissagung an Ort und Stelle citiren zu können, den eigentlichen Anstoß zu der Partie gegeben hatte, hatte schließlich auf die Theilnahme daran verzichtet. Aber an Stelle dieser ausscheidenden Elemente waren andere herangezogen worden, und ein frischer, in der Nacht von Montag auf Dinstag gefallener Schnee versprach eine rasche und prächtige Fahrt. Denn man war übereingekommen, die Partie zu Schlitten zu machen. Ein leiser Ostwind ging, die Sonne schien und der Himmel stand blau und wolkenlos wie eine Glocke.

Es schlug eben zwölf vom Schöneberger Thurm, als vier Schlitten vor dem „schwarzen

Adler", dem durch Jürgaß bestimmten Rendezvous vorfuhren. Ihre Insassen waren Bekannte vom Ladalinskischen Balle her, Graf Matuschka, Graf Seherr-Thoß, Graf Zierotin, alle drei mit ihren jungen Frauen. Nur Bninski fehlte. Statt seiner war Tubal als Schlittenpartner eingetreten und hatte an Kathinkas Seite Platz genommen. Eine Minute später erschien ein fünftes Gespann, etwas größer und nach Art aller gemietheten Schlitten ziemlich unelegant, in dem Lewin, von Hirschfeldt und Bummcke saßen. Jürgaß, der zu beschaffenden Relais halber, war schon seit drei Stunden nach Potsdam voraus.

Die Begrüßungen gingen eilig, denn es gebot sich, des kurzen Tages halber, mit den Minuten zu geizen. Tubal nahm die Tête, dann folgten die drei jungen Paare, während der „Celibataire-Schlitten", wie die gräflichen Damen das zuletzt eingetroffene Gefährt in guter Laune getauft hatten, den Schluß machte. An dieser guten Laune nahm alsbald alles Theil; die Pferde warfen den Schaum nach hinten, die Schellen und Glöckchen läuteten, und wenn ein niedrig hängender Zweig gestreift wurde, stäubte der Schnee in die Luft oder fiel in glitzernden Krystallen auf die Muffen und Bärendecken

nieder. Und dabei Geplauder überall, auch in dem abschließenden Schlitten der Celibataires.

„Wo nur Bninski sein mag?“ fragte Lewin. „Er schien so geneigt, uns zu begleiten.“

„So haben Sie nicht davon gehört?“ antwortete Bummcke. „Jürgaß hat ihn gebeten, auf eine Theilnahme an der Partie zu verzichten.“

„Aber wie konnt' er nur? Ich wenigstens hätte mich eines solchen Auftrags nicht entledigen mögen.“

Bummcke lachte. „Sie kennen ja Jürgaß. Ich wette, daß es ihm leichter geworden ist als der müden Krähe, die da eben vor uns auffliegt, das Flügelschlagen. Er verfährt nach dem alten Grundsatz: „Ehrlichkeit die beste Politik“, und hat dem Grafen offen gesagt, daß sein Erscheinen eine Verlegenheit schaffen würde. Ich glaube nämlich, er hat eine Ueberraschung, irgend etwas preußisch patriotisches vor. Sie wissen, er liebt dergleichen. Was ihm Bninski geantwortet, weiß ich nicht, nur so viel ist gewiß, daß ihr gutes Einvernehmen keine Störung erfahren hat. Es überrascht mich nicht. Jürgaß ist harmlos und der Graf eine vornehme Natur. Selbst seine Vorurtheile beleidigen nicht. Er haßt uns,

aber er haßt das Ganze, nicht die Einzelnen. Denken Sie daran, Hirschfeldt, wie liebenswürdig er alles aufnahm, was Sie über Spanien lasen. Es ist nichts Kleinliches an ihm."

Hirschfeldt nickte zustimmend, und während dieses Gespräch fortgesponnen und im Anschluß daran des letzten Abends bei Ladalinskis, der alten hochmüthigen Excellenz, der steifen und ceremoniellen Bischofswerder, und zuletzt auch der zwischen beiden geführten Fehde gedacht wurde, passirten unsere Freunde den Steglitzer Park, über den die leichter und eleganter gebauten Schlitten der vier Mazurka-Paare schon seit einer kleinen Weile hinaus waren. Lewin drang auf prompteren Anschluß, aber der Abstand blieb, und immer, wenn der Weg eine Biegung machte, sah der nachfolgende fünfte Schlitten die Flankenlinie der vier vorausfliegenden Gespanne, die blauen Schleier der Damen und die weißen Schneedecken, die sich im Winde bauschten und blähten.

An den ausgebauten Häusern von Zehlendorf vorbei, ging es im Fluge auf das Stimming'sche Gasthaus am Wannsee zu, und Lewin, mit der Hand nach links deutend, wies jetzt auf eine umfriedete, nur an vier Pappeln erkenn-

bare Stelle hin, wo sich seit Jahresfrist der Grabhügel Heinrichs von Kleist erhob. Hirschfeldt, damals schon in Spanien, wußte nichts von dem beklagenswerthen Ereigniß, und so fiel es seinen Gefährten zu, ihm von den letzten Schicksalen, dem Leben und Sterben eines Kameraden zu erzählen, mit dem er, als beide noch in derselben Garnison standen, wenigstens oberflächlich bekannt gewesen war. Von dieser Erzählung sprang das Gespräch bald zu seinen Dichtungen über, und der Charakter des Käthchens von Heilbronn, vor allem die dramatische Berechtigung oder Nichtberechtigung des Somnambulen war noch keineswegs festgestellt, als schon ihr Schlitten durch die defiléartige Schmalung hindurch glitt, die bei Kohlhasenbrück durch den dicht an die Straße herantretenden Fichtenwald und von der anderen Seite her durch das Röhricht des Griebnitz-Sees gebildet wird. Eine Minute später, und die verschneiten Weberhäuser von Nowawes, nicht viel größer wie winterliche Grabhügel, lagen zu beiden Seiten, und jetzt am Bruhnsberg, dann an der Schloßcolonnade vorbei, ging es in das stille Potsdam hinein. Heute stiller denn je, denn der Hof und die Garden, wie es die alte Excellenz an dem

letzten Ladalinski-Abend vorher gesagt hatte, waren seit einer halben Woche fort. Am Jägerthore hielt Jürgaß, zehn Schritte weiter abwärts die Relais, und nachdem alle Herren und Damen ihren Reisemarschall begrüßt, ein paar Postknechte aber die Pferde gewechselt und die Sielen und Schellengeläute wieder aufgelegt hatten, ging es ohne weiteren Aufenthalt in immer rascherem Tempo in die Havellandschaft hinein. Denn das Ziel mußte noch vor Sonnenuntergang erreicht werden.

Es war jetzt zwei Uhr. Die Kuppeldächer der Communs und des neuen Palais blinkten in der Nachmittagssonne, und unmittelbar dahinter dehnte sich das Golmer Bruch; Dorf Eiche mit sammt seinem Kirchthurm schien darin zu versinken. Nun lag auch das zurück, und aus der Eis- und Schneewüste, zu der die sonst in seeartigen Flächen dahinfließende Havel geworden war, ragten nur noch die Mastspitzen von ein paar Dutzend Kähnen auf, die der Frost auf ihrer Fahrt überrascht und zur Ueberwinterung im Eise gezwungen hatte. Dann kam Stadt-Werder, nur kenntlich an einer Rauchsäule, die über der großen Brauerei der Insel stand, und nun an niedrigen aber steilen Hügeln

vorbei, auf deren Abhängen nichts sichtbar war als Krähen und Schnee, jagten die Schlitten den nächsten Dörfern zu.

Die Gespräche stockten oder wurden einsilbiger; alles hatte nur noch einen Gedanken: das Ziel. Jürgaß übernahm die Führung, denn Groß-Kreuz war eben passirt, und der Weg, der jetzt nach links hin in den großen Lehniner Tannen- und Eichenforst einzubiegen begann, erheischte beides: ein scharfes Auge und eine sichere Hand.

Zuerst Tannen. Ah, wie die Stille des Waldes alles labte! Der Wind schwieg und jedes Wort, wenn auch leise gesprochen, klang laut im Wiederhall. Ein warmer Harzduft war in der Luft und steigerte das Gefühl des Behagens. Ueber den Weg hin, hier und dort, liefen die Spuren, die das Wildschwein in den Schnee gewühlt hatte; von den schwanken Zweigen flog das Rothkehlchen auf, und aus der Tiefe des Waldes hörte man den Specht. Nun kam eine große Lichtung, an deren entgegengesetzter Seite das Laubholz anfing, aber zunächst noch mit Tannen untermischt. Die Sonne glühte hinter den Bäumen, und je nachdem die Lichter fielen, schimmerte das braune Laub der Eichen golden oder kupferfarben, während die schwarzen Tannen-

wipfel wie scharfgezeichnete Schatten in der schwimmenden Gluth des Abends standen. Alles war hingerissen von der Schönheit des Anblicks, und Lewin sah deutlich, wie eine kleine Hand nach der anderen sich aus dem wärmenden Muff zog und auf die Waldstellen hindeutete, wo sich die Schatten und Lichter so zauberisch mischten.

Bummcke entsann sich, selbstverständlich von Kopenhagen her, eines dieselben Abendtöne wiedergebenden Claude-Lorrain, und wollte eben zu kunstwissenschaftlichen Betrachtungen übergehen, als der Wald, der kurz zuvor noch endlos geschienen, sich plötzlich öffnete und eine Anzahl zerstreuter Baulichkeiten ziemlich deutlich erkennen ließ. Und ehe noch unsere Reisenden sich zurechtgefunden und ihrer Ueberraschung Ausdruck gegeben hatten, hielten sie schon vor ihrem Ziel: der Klosterkirche von Lehnin.

* * *

War es Zufall oder hatte Jürgaß die Zeit ihrer Ankunft im Voraus angegeben, gleichviel, aus der neben dem großen Rundbogenportale befindlichen Seitenthür trat ihnen, ohne daß sie hätten klopfen oder warten müssen, ein kleiner hagerer Mann mit langem, weißen Haar entgegen, der alte Lehnin'sche Küster, nur um zwei Jahre jünger als

sein Hohen-Vietzer Kollege Jeserich Kubalke. Er begrüßte die zunächst stehenden Damen durch Abnehmen seines Käpsels, sprach ein paar Worte mit Jürgaß, und öffnete dann, entweder weil dieser darum gebeten oder auch weil er selber den Wunsch einer möglichst feierlichen Einführung hatte, die schwere mit Eisen beschlagene Mittelthür. In dieser, trotz des Zugwindes, der wehte, blieb er stehen, bis alle Besucher eingetreten waren.

Die Glut des Abends stand noch in den westlichen Scheiben, und ein rother Schimmer, der allem wieder einen Anflug von Leben lieh, fiel auch auf die Brautkränze, die vertrocknet und mit langen ausgeblaßten Bändern an der gegenüberbefindlichen Kirchenwand hingen. Es war die denkbar beste Stunde. Nichtsdestoweniger konnte keinem Beobachter entgehen, daß alles enttäuscht war, besonders die Damen. Sie hatten eben mehr erwartet.

„Wo sind die Grabsteine?" fragte die Matuschka mit der vollen Ruhe derer, die sich noch weitab davon fühlen.

„Sie dürfen keine Mehrheit von mir verlangen, gnädigste Gräfin," antwortete Jürgaß, der sich mit dieser und Kathinka von dem Reste

der Gesellschaft abgesondert und, weil er das Kloster genau kannte, der speziellen Führung der beiden jungen Damen unterzogen hatte. „Die Lehnin'schen Grabsteine, Dank amtlicher und nichtamtlicher Verwüstungen, beschränken sich auf einen. Ich werde gleich die Ehre haben, Ihnen denselben vorzustellen." Damit schritt er die Stufen zum hohen Chore hinauf, wo ein Mönch, in Stein geschnitten, auf seinem Grabe lag. Kathinka und die Matuschka folgten.

„Ich erwartete," sagte die Gräfin, „einen Soldaten zu sehen," setzte dann aber, sich schnell verbessernd, hinzu, „ich meine einen Krieger. Sie dürfen nicht lachen, Jürgaß. Es ist doch anzunehmen, daß die Markgrafen Krieger waren, mit Schild und Panzerhemd und einer Krone. Oder trugen sie keine? Sie schweigen wieder; das ist nicht recht; ein Führer muß immer sprechen. Jedenfalls müssen diese Markgrafen doch irgend etwas auf dem Kopfe gehabt haben. Es waren Askanier, wenn ich den alten Ladalinski recht verstanden habe."

„Ja, Askanier oder Anhaltiner."

„Nicht doch. Sie wollen mich verwirren. Wenn es Askanier waren, so können es keine Anhaltiner gewesen sein. Der alte Dessauer, der

auf dem Lustgarten steht, und von dem sie bei großen Militärkonzerten den Marsch mit dem langen Trompetensolo spielen, der war ein Anhaltiner.... Aber was ist denn das?" und dabei stieß die schöne Gräfin mit ihrer Fußspitze an einen Baumstumpf, der, selber hart wie Stein, etwa zwei, drei Handbreiten hoch sich aus dem Steinboden erhob.

„Das ist das Ueberbleibsel von jenem Eichenstamm, aus dem vor so und so viel Jahrhunderten, mit deren näherer Angabe ich Sie nicht belästigen will, das gesammte Kloster Lehnin emporgewachsen ist. Unter diesem Baume, als er noch ein Baum und nicht ein Stumpf war, hatte Markgraf Otto, der erste seines Namens, einen Traum, der ihm Gefahr in diesen Wäldern prophezeite. Markgraf Otto aber war ein Sohn Albrechts des Bären, von dem gnädigste Gräfin vielleicht gehört haben werden."

„Gewiß, gewiß; Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär."

„Sehr gut. Nun, also Markgraf Otto hatte einen bösen unheilverkündenden Traum, und seine Mannen, die auch christliche Askanier waren, drangen, als sie von dem Traume hörten, in ihn, eine schutzgebende Burg gegen die Wenden zu bauen."

„Gegen die Wenden? Was sind Wenden?"

„Wenden hießen die heidnischen Völkerschaften, die damals hier zu Hause waren."

„Nun gut. Und was that nun der Markgraf?"

„Er erwiderte: Eine Burg gegen die Wenden will ich gründen, aber eine Burg, von der aus unsere teuflischen Widersacher, darunter verstand er die Wenden, nicht durch Waffenlärm, sondern durch heiligen Gesang verscheucht werden sollen. Und so baute er ein Kloster. Und dies Kloster hieß Lehnin."

Während dieser Auseinandersetzung waren sie weiter geschritten bis an das Querschiff der Kirche, in dem alle möglichen Bilder in wurmstichigen halbzerstörten Holzrahmen hingen, so daß oft ganze Stücke herausgefallen waren. Vor dem größten dieser Bilder blieb Kathinka, die den Arm der Matuschka genommen hatte, stehen und sagte zu Lewin, der mittlerweile von der anderen Gruppe her sich ihnen angeschlossen hatte: „Wie häßlich. Es sieht aus wie ein Jahrmarktsbild."

„Es ist auch etwas derart. Selbst die Eintheilung in Felder, wie die Damen bemerken werden, ist uns nicht erspart geblieben. Allerdings hat es der Künstler bei einer bloßen Zwei-

theilung, bei einem einfachen Oben und Unten bewenden lassen. Oben das greuliche Durcheinander ist die Ermordung des ersten Lehniner Abtes, den die Wenden erschlugen, weil sie ihn in Verdacht eines Liebesabenteuers hatten."

„Ich nehme an, ohne Grund," sagte Kathinka.

„In meiner Eigenschaft als erster Tugendrath von König Ring würd' es mir schlecht anstehen, einen Zweifel dagegen auszusprechen. Ich wünschte nur, daß auch der Maler nachsichtiger mit ihm verfahren wäre."

„Es ist vielleicht schon aus der protestantischen Zeit."

Lewin wollte die gereinigte Lehre rein von der Schuld dieses Bildes halten, und begann eben eine Auseinandersetzung, als Jürgaß ihn darin unterbrach und zur Eile mahnte, da, nach dem durchaus einzuhaltenden Programm, innerhalb der nächsten zehn Minuten nicht nur die draußenliegende Trümmerhälfte der Kirche, sondern auch noch die Reste des Klosterkreuzganges und der denselben einschließenden alten Baulichkeiten besichtigt werden müßten.

Diese mit lauter Stimme gesprochene Jürgaß'sche Mahnung war nicht blos von Lewin gehört worden, und alles eilte, um ihr zu gehorchen,

dem Ausgange zu. Nur die Gräfinnen Seherr-Thoß und Zierotin, die sich bei dem Bilde des ermordeten Abts in Vermuthungen und heiteren Spottreden erschöpft hatten, waren zurückgeblieben und erschraken jetzt, als sie sich plötzlich mit den Braut- und Todtenkronen allein sahen, in denen es unter dem hereinwehenden Zugwind zu rascheln begann. Das Abendroth in den Scheiben war immer grauer geworden; unheimlich sahen sie sich um und suchten nach dem Ausgang, den sie, bang und verwirrt, trotzdem sie ganz in seiner Nähe standen, nicht finden konnten. Endlich kam der Küster und geleitete sie hinaus. Sie machten ihm kein Hehl aus ihrer Furcht und nickten ihm freundlich zu, als er den Schlüssel wieder im Schloß drehte.

Unter den Trümmern draußen — die spätere gothische Hälfte der Kirche war eingestürzt — fanden sich alle wieder zusammen; aber ihres Bleibens war an dieser Stelle nicht. Sie lugten nur eben in einen stehengebliebenen Wendeltreppenthurm hinein, zeigten einander die Ebereschensträucher, die auf den Schrägungen der Strebepfeiler mehr durch Schnee als Erdreich festgehalten schienen, und schritten dann über einen quadratischen Hof hin, der von alten und neuen

Klostergebäuden, von Klafterholz und Heckenzäunen eingefaßt, einen wunderlich gemischten Anblick von Glanz und Dürftigkeit gewährte. An einer stehengebliebenen Feldsteinmauer entlang, der man nach innen zu eine Art Sommerdach gegeben hatte, lief eine Kegelbahn, auf deren Lattenrinne die Kugeln wie in Schnee eingemauert lagen. In einer der Ecken dieses Schuppens waren Bohnenstangen kreuz und quer zusammengeworfen, während rechts daneben, wo das Klafterholz aufgeschichtet lag, auf einem überragenden Pfeilerstück ein paar Berberitzensträucher standen, die mit ihren tiefrothen Beeren über die nachbarlichen, schon gelblich werdenden Ebereschenbüschel spotten zu wollen schienen. Alles das wurde nur im Fluge mitgenommen, und müde des Schauens, aber voller Verlangen nach einem Mittagsmahle, dem übrigens alle, die Jürgaß kannten, mit unbedingtem Vertrauen entgegensahen, stiegen jetzt die Paare einige neben dem Kegelschuppen befindliche hohe Stufen hinauf, die in ein langes, halb aus Feldstein, halb aus Backstein aufgemauertes Gebäude führten: das alte Refektorium.

Es war eine hohe halbzerstörte Halle, die nur an ihrem unteren Ende noch ein schützendes

Dach hatte. Unter dieser geschützten Stelle war eine lange Tafel gedeckt, an deren einer Schmalseite — und zwar da, wo dieselbe die jenseitige Giebelwand zu berühren schien — ein mächtiges Kaminfeuer brannte, während an den zwei Langseiten hin sechs in Helm und Brustharnisch gekleidete Klosterknechte standen, alle mit Fackeln in der Hand. An jeder Seite drei. Das „Ah!“ das laut wurde, war der eigentlichste Reisemarschallstriumph dieses Tages.

Die Plätze waren gelegt. Lewin, der sich während des Besuches in der Kirche rascher, als es sonst wohl seine Art war, mit der schönen Matuschka befreundet hatte, saß zwischen dieser und Kathinka. Jürgaß präsidirte. Die hohe Kaminflamme in seinem Rücken, erhob er sich, um ein Wort der Begrüßung zu sprechen.

„Ich heiße Sie, meine Freunde, willkommen in diesen Räumen, in denen ich selber ein Gast bin. Wie sie sich mir erschlossen haben, ist mein Geheimniß. Ob es der Frater Hermannus war, der seine Weissagungen recitirend, mich persönlich in Küche und Keller umherführte, oder ob aus näherliegender Zeit der Erbring meiner Vettern, der Bredows, hier seine Wunder wirkte, das eine wie das andere hüllt sich in Dunkel. Genug,

wir sind da, und die Tafel ist gedeckt. Und nun, dienende Brüder, an Euer Werk!"

Diese letzten Worte waren an vier, zu beiden Seiten seines Sessels stehende Mönche gerichtet, die trotz der besten Absicht, als Lehnin'sche Cisterzienser angesehen zu werden, doch durchaus in dem Kostüm eines Maskenball-Kapuziners stecken geblieben waren. Sie trugen braune, mit einem Strick umgürtete Kutten, und während einer von ihnen die Humpen mit Werder'schem Bier zu füllen, ein zweiter den Wildschweinskopf und dann den Hirschrücken umherzureichen begann, schritten die beiden andern langsam die Halle hinunter bis an die Stelle, wo das Dach fehlte und ein letzter Rest von Tageslicht auf den Fußboden fiel. Hier war eine Fallthür aus alter oder neuer Zeit, in die jetzt einer der Fraters, der einen brennenden Kienspan in Händen hielt, hinabstieg, während der andere auf der aufgeklappten Thür stehen blieb und von Zeit zu Zeit neugierig in das Kellerloch hinunter blickte. Bald wurden Flaschen, die, weil sie weder Staub noch Spinnwebe zeigten, nicht lange an dieser Stelle gelagert haben konnten, hinaufgereicht und von dem obenstehenden Bruder in Empfang genommen, der dann mit einer Gewandtheit, an der sich die

Jürgaß'sche Schule leicht erkennen ließ, die Korke zu ziehen und den goldenschimmernden Rheinwein in die grünen Römer einzuschenken begann. Sein Konfrater (der mit dem brennenden Kienspan) war in dem Keller zurückgeblieben. Niemand dachte seiner mehr.

An der Tafel belebte sich inzwischen die Unterhaltung; die Damen waren ausgelassen, am ausgelassensten aber Lewin, der — nicht unempfindlich gegen das Entgegenkommen der augenscheinlich ein Gefallen an ihm findenden schönen Gräfin — vor allem in dem Bewußtsein glücklich war, sich endlich einmal Kathinka gegenüber in einer anderen Rolle als in der des von ihr verspotteten Träumers zeigen zu können. Ihre Neckereien, in denen sich mehr und mehr ein Anflug von Eifersucht oder verletzter Eitelkeit aussprach, steigerten nur sein Wohlgefühl und seine gute Laune.

„Haben Sie denn, gnädigste Gräfin," wandte er sich an diese letztere, „das weiße Fräulein bemerkt, als wir in den Wendeltreppenthurm hinein sahen? Ich schrak zusammen; es war ein vollkommenes Bild unglücklicher Liebe."

Die Gräfin lachte; Kathinka aber sprach an Lewin vorbei: „Glaub' ihm nicht, Wanda; er

weiß nichts von unglücklicher Liebe. Ihm ist nie zu trauen, am wenigsten aber seinen Geschichten. Er erfindet sich, was ihnen fehlt."

„Desto besser," sagte die Matuschka. „Ich mache mir nichts aus wahren Geschichten. Die wahren Geschichten sind immer langweilig oder häßlich. Bitte, Herr von Vitzewitz, erzählen Sie mir von dem „weißen Fräulein". Ganz auf Diskretion. Aber etwas recht hübsches: Mönch, Liebe, Sehnsucht."

„Ja, gnädigste Gräfin, da haben Sie die Geschichte schon vorweg erzählt. Mönch, Liebe, Sehnsucht — das ist alles."

„O, thun Sie noch ein wenig hinzu."

„Ich darf es nicht, so gern ich Ihnen zu Diensten wäre. Solche Geschichten sind sehr empfindlich, und nehmen es übel, wenn man an ihnen rührt oder sie gar verbessern will. Das weiße Fräulein geht treppauf, treppab und sucht den Mönch, den sie liebt. Aber er verbirgt sich ihr. Um Sonnenuntergang tritt sie dann auf den Söller, und breitet die Arme sehnsüchtig nach ihm aus, als habe sie ihn gesehen. Aber es war nur ein Schein. Dann setzt sie sich in den Pfeilerschatten und weint."

„Das ist hübsch," sagte die Matuschka, auf

deren immer lachendem Gesicht es einen Augenblick wie Theilnahme oder Trauer zitterte. Denn sie war weniger glücklich als sie schien. Kathinka aber warf den Kopf in den Nacken und sagte: „Ich höre nicht gern von unglücklicher Liebe."

„Und doch ist die Welt voll davon," antwortete Lewin.

„Vielleicht gerade deshalb, daß ich sie nicht mag. Es ist so alltäglich, so tödtlich, immer wieder dasselbe. Ich begreife keine unglückliche Liebe."

„Die Reichen begreifen nie, daß es auch Arme giebt."

Aber Kathinka hörte nicht, und in ihrer Vorliebe für Paradoxien auch vor dem Gewagtesten nicht zurückschreckend, gefiel sie sich jetzt darin, ihren einmal ausgesprochenen Satz in heiterem Spiele weiter auszuführen:

„Wenn Liebe nicht glücklich sein kann, sollte sie gar nicht sein. Ich entsinne mich nicht, in der Bibel (ich meine im alten Testament, wo die Menschen noch menschlicher waren) von einer unglücklichen Liebe gelesen zu haben. David liebte glücklich, Salomo noch mehr. Wenn man etwas sagen kann, so ist es vielleicht das, daß sie zu glücklich liebten. Unglückliche Liebe ist eine

neue Erfindung, wie die Buchdruckerkunst oder das Spinnrad. Ja, wie das Spinnrad. Das surrt und summt, und endlos wird der thränennasse Faden weiter gesponnen."

Die Matuschka horchte verwundert auf; Kathinka aber, durch diese Wahrnehmung eher angespornt als eingeschüchtert, fuhr in sich steigerndem Uebermuthe fort: „Und nun gar ein „weißes Fräulein", das einen Mönch liebt. Man liebt überhaupt keinen Mönch. Wenn man ihn aber liebt — und ich ertappe mich plötzlich auf der Laune, nur noch Mönche lieben zu wollen — so muß man ihn so lieben, daß kein Kloster der Welt ihn halten und verbergen kann. Aber Pardon, Wanda! Du mußt lachen; deshalb sprech' ich ja. Lewin bitt' ich nicht um Entschuldigung, weil ich ihm wieder ansehe, daß er alles glaubt, was ich eben gesagt habe."

Es war inzwischen immer dunkler geworden, und an der dem Kamin gegenüber gelegenen Giebelwand lag nur noch ein grauer Dämmer, den dann und wann ein helleres Aufleuchten der weiter oben in der Halle stehenden Fackeln durchblitzte. Man sah auch in diesem ungewissen Scheine, daß es draußen leise zu schneien begonnen haben mußte, denn durch das offene Dach fielen

einzelne große Flocken. Jeder fröstelte, und die Damen zupften ihre Pelzröcke höher an den Hals hinauf. Das war die Stimmung, die Jürgaß brauchte; er erhob sich jetzt, um nach seinen ersten, bei Beginn des Mahles gesprochenen Begrüßungsworten, die eigentliche Rede des Tages zu halten.

„Es hat Ihnen gefallen," so begann es, „in Lehnin meine Gäste zu sein, in demselben Lehnin, an dessen vor vierhundert Jahren durch Frater Hermannus aufgezeichnete Weissagungen die Feinde Preußens so oft und so frohlockend erinnert haben, vor allem in diesen Tagen der Erniedrigung, in denen gehässiger Scharfsinn herausgerechnet hat, daß jetzt die Stunde da sei, von der uns die Prophezeiung berichtet: „Und dem letzten seines Stammes wird das Scepter aus der Hand geschlagen werden." Aber diese Feinde Preußens haben nicht zu Ende gelesen, und wir, die wir andern Sinnes sind, lesen uns eine andere schönere Stelle heraus, in der es anschließend an jene Worte der Trauer heißt: „Und die Mark vergißt all ihrer Leiden, und kein Fremdling darf fürder über sie frohlocken." Ja, meine Freunde, d i e s e Stunde ist da, und weil sie da ist, ruf' ich in eben dieser Halle, die nun

bald wieder — auch das verkündet uns die Weissagung — im Glanze eines neuen goldenen Daches in alle Lande hineinleuchten wird: Vivat Borussia! Was aber aus Nacht geboren wurde, versink' auch in Nacht. Pereat Bonaparte!"

Das Pereat verklang, ohne daß es zunächst wenigstens beantwortet worden wäre, denn während Jürgaß noch seine letzten Worte sprach, war unten in der Halle, genau da, wo die Fallthür sein mußte, ein dunkelqualmiges, aus der Tiefe kommendes Licht sichtbar geworden und aus eben diesem qualmigen Lichte hatte sich zittrig und wackelnd, erst ein Hut von wohlbekannter Form und dann ein kurzer französischer Uniformrock erhoben, mit schlaff herabhängenden Aermeln und allerhand wunderlichem Fingerwerk, von dem sich nicht hatte erkennen lassen, ob es menschliche Hände oder abgestutzte Wurzelzweige waren. Einen Augenblick stand die Erscheinung und sah kopf- und augenlos die Halle hinunter; dann versank sie wieder in dieselbe Tiefe, aus der sie aufgestiegen war. Und mit schwerem Schlage, der durch die Halle dröhnte, schlug die Fallthür zu.

Nun erst löste sich der Bann, und die Grafen Scherr-Thoß und Zierotin, die Jürgaß zunächst

saßen, wiederholten jetzt das Pereat, in das alle übrigen Gäste in rasch wiedergewonnener Tafelheiterkeit einstimmten. Nur Hirschfeldt schwieg; er hatte sich draußen in der Welt im Kampfe gegen den „großen Feind der Menschheit" einen Respekt vor eben diesem Feinde erworben, der ihn an Scenen, in denen der renommistische Ton des Regiments Gensdarmes nachklang, wenig Gefallen finden ließ.

Eine kurze Weile noch ging das Geplauder und wechselten die Reden, unter denen auch ein kurzer, in pointirter Weise gesprochener Toast Kathinkas auf den „Reisemarschall" war; dann erhob sich dieser und sagte, auf das beinahe niedergebrannte Kaminfeuer deutend: „Es erlischt, und mit ihm unser Fest."

Und damit war das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Als sie gleich darauf von den Fackelträgern begleitet, paarweise die Halle hinunterschritten und an der Fallthür vorüber kamen, lag diese, weil der Luftzug hier die Flocken gegen die Giebelwand getrieben haben mochte, höher unter Schnee als die andern Theile der offenen Halle. Jürgaß, der den Zug führte, wies darauf hin und sagte: „Begraben in Schnee." Und mit diesen Worten hatten alle den Ausgang erreicht,

stiegen die hohen Steinstufen hernieder und nahmen ihre Plätze in den Schlitten, die bereits vorgefahren waren.

* * *

Eine Viertelstunde später lag alles, Lehnin und seine Kirche, das Refektorium und die „Erscheinung im kleinen Hut" wie ein Traum hinter ihnen und durch den stillen Wald hin hörte man das Gespräch und das Lachen der einzelnen Paare.

Man war übereingekommen, frischerer Unterhaltung halber an den einzelnen Stationspunkten die Plätze zu wechseln. Die Fahrt auf der ersten Station machte Lewin mit Jürgaß, bei welcher Gelegenheit ihm auch Auskunft wurde, mittelst welcher alten Beziehungen sich das in Scenegehen dieses Lehniner Festes überhaupt ermöglicht hatte; in Groß-Kreuz indessen bei dem eintretenden Platzwechsel kam Jürgaß an die Seite der Matuschka, während sich Kathinka Lewin als ihren Partner erbat.

„Du scheinst Dich vor mir zu fürchten; aber das Thörichtste, Freund, ist immer die Furcht. Da Du mich zu wählen versäumtest, wähl' ich Dich. Und so ist es immer; das Unglück, das wir fliehen wollen, läuft uns nach."

Und ehe noch die letzten Worte gesprochen waren, flog der Schlitten, auf dessen schmaler Holzpritsche Lewin Platz genommen hatte, die Groß-Kreuzer Eichenallee hinauf, und bog dann in den schmalen Uferweg ein, der sich zwischen der scheinbar endlosen in Eis und Schnee daliegenden Havelfläche und den verschneiten Plateauabhängen hinzog.

Sie waren schon eine gute Strecke gefahren, ohne daß ein Gespräch versucht oder auch nur ein einziges Wort gewechselt worden wäre; endlich sagte Lewin, indem er sich vorbeugte:

„Gieb mir Deine Hand, Kathinka."

Sie that es und er bedeckte sie mit Küssen. „Ich kann nicht ohne Dich leben," sprach er an ihrem Ohr. „Habe Mitleid mit mir; sage mir, daß Du mich liebst. Ich solle nicht thöricht sein, schriebst Du, und ich solle keine Gespenster sehen. Ach, es ist an Dir, Kathinka, sie zu bannen."

Sie schwieg. Und nur das Schnauben der Pferde und das Läuten der Glocken klang durch die Oede hin. Lewin aber fühlte nichts als ihren Athem und hörte nichts als das Hämmern seines eigenen Herzens.

„Denkst Du noch an Sylvestertag, wo wir nach Guse fuhren und die Strophen memorirten?

Es war eine entzückende Fahrt und ich war so glücklich."

Kathinka nickte.

„Aber Tubal war damals mit uns, und ich sagte mir hundertmal in meinem Herzen: „oh, daß wir doch allein wären!" Und nun sind wir allein, Kathinka .... Du meintest, ich fürchtete mich. Ja, man fürchtet sich vor seinem Glück."

Sie entzog ihm ihre Hand; er aber, wohl empfindend, daß es nicht im Unmuth war, fuhr in wachsender Erregung fort: „Ja, allein mit Dir; darin liegt all' mein Glück. Ach, daß doch diese Stunde wüchse und mein Leben würde, und daß ich so hinführe mit Dir über die Welt, in Schnee und Wind, und nichts fühlte als Dein wehendes Haar an meiner Stirn."

Es schien ihm, daß seine Worte nicht ungehört verklangen, denn in einem anderen als ihrem gewöhnlichen Tone sprach sie halbleise vor sich hin: „Gieb mir die Zügel, Lewin."

„Du hast sie, heut' und immer."

„Aber ich brauch' einen freieren Arm, um sie zu führen; hilf mir dazu."

Und er nahm ihr den leichten Seidenmantel von Arm und Schulter und legte die Zügel in ihre Hand.

Die Pferde, als empfänden sie die straffere Führung, griffen im Augenblicke rascher aus, und der im Winde rückwärts wehende Mantel umflatterte Lewins erglühendes Gesicht. Unendliche Sehnsucht erfüllte sein Herz und zuckte und fieberte in jedem Tropfen seines Bluts, als Kathinka jetzt in der Wonne des Fahrens und Dahinfliegens sich weiter in den Sitz zurückwarf, und ihre Schulter leicht an seine Brust lehnte. Aber die Scheu, die sein angeboren Erbtheil war, überkam ihn wieder, und es war ein einziger Kuß nur, den er zitternd auf ihren Nacken drückte.

So vergingen Minuten; dann sagte Kathinka: „Der Wind geht zu scharf, Lewin; hilf mir wieder in meinen Mantel.“ Es klang fast wie Spott. Er empfand es, aber gehorchte.

Nun schwiegen beide, und über die Havelbrücken hin flog ihr Schlitten. Die Sterne standen winterklar am Himmel, die Schneefelder blinkten und blitzten, und bald auch, in silbergrauem Dämmer, stiegen wieder die Kuppeln der Communs und die breiten Massen des neuen Palais vor ihren Blicken auf. Da war das Jägerthor, und an der alten Stelle warteten die Relais. Lewin und Kathinka waren die ersten; er half ihr von ihrem Sitz und küßte ihr die

Hand. Sie sah ihn groß an aber freundlich, und sagte nur, jedes Wort betonend: „Du bist ein Kind.“

Nicht lange, so waren auch die anderen Schlitten heran; die Pferde wurden gewechselt, die Plätze auch; Tubal nahm wieder den Sitz neben der Schwester.

Und so ging es in neuem Jagen auf Berlin zu.

LII.

Kathinka.

Die Wintersterne, die während der Lehniner Rückfahrt so funkelnd am Himmel gestanden hatten, hatten einen hellen Tag versprochen, und dieser helle Tag war nun da. Die Sonne, wo sie scharf hinfiel, schmolz den Schnee von den Dächern, und als sie gegen Mittag ihren höchsten Stand beinahe erreicht hatte, sah sie scharf an dem Nikolaikirchthurm vorbei in Kathinkas Zimmer hinein. Es war ein so blendendes, in steiler Schrägung einfallendes Licht, daß das grüne Rouleau bis zur Hälfte des hohen Fensters hatte herabgelassen werden müssen, aber auch jetzt noch hatte jeder Gegenstand eine volle Beleuchtung,

und diese war es, die sammt den mit frischen Hyacinthen besetzten Blumentischen den anheimelnden Eindruck unterstützte, den das sorglich gehaltene Zimmer zu jeder Zeit zu machen pflegte. Einiges in seiner Einrichtung war während der letzten zwei, drei Tage geändert worden. Vor dem Sopha, auf dem an jenem Abende, wo die Lehniner Partie verabredet worden war, die alte Excellenz gethront und nach anfänglicher Kriegführung mit beinahe jedem Mitgliede der Gesellschaft schließlich ihren Frieden mit allen geschlossen hatte, fehlte heute der runde Tisch, über den hin damals der Streit der Meinungen gegangen war, und nur ein großer Teppich lag statt dessen an eben dieser Stelle ausgebreitet, ein Musterstück Brüsseler Weberei, auf dem Frau Venus mit ihrem Taubengespann durch die Lüfte zog. Es war derselbe Teppich, dessen durch Farbenpracht ausgezeichnetes Bild unsern Freund Lewin auf seiner Weihnachtsfahrt nach Hohen-Vietz, wo wir zuerst seine Bekanntschaft machten, bis in seine Träume hinein begleitet hatte. Denn sein letzter Besuch an jenem Tage hatte dem Ladalinski'schen Hause gegolten.

Das lag nun einen Monat zurück, und heute war es das Auge Kathinkas, das sich vom

Sopha her auf dieses Teppichbild richtete. Aber sie sah es, ohne es zu sehen, denn vor ihrer Seele standen andere Bilder, bunt und lachend, und doch ein tiefer Schatten darüber hin. Was war es, das diesen Schatten warf?

Es schien, daß jemand von ihr erwartet wurde, wenigstens horchte sie von Zeit zu Zeit nach der Thüre hinüber. Aber es blieb still, und in wachsender Unruhe erhob sie sich endlich und schritt auf die Blumentische, dann auf den Stehspiegel zu, um das eine oder andere an ihrem Anzuge zu ändern. Es war eine Morgentoilette, ähnlich jener, die sie am Tage ihrer Rückkehr aus Guse während ihres Gesprächs mit dem Vater getragen hatte: ein weißbordirter dunkler Morgenrock mit Pelerine und großen birnenförmigen Schnüröfen, die in weiße Perlmutterknöpfe einhakten. Niemand würde das Geringste an ihrer Erscheinung vermißt haben, nur sie selber schien nicht zufrieden, ordnete ihr Haar immer wieder und wechselte mit dem Musselintuch, das sie leicht geknüpft um den Hals trug. Dann ging sie wieder auf das Sopha zu, warf sich in die eine Ecke desselben und legte den Fuß auf ein Tabouret, das sie schon vorher auf den Teppich gestellt hatte. In der Ecke lag ein Buch.

Sie schlug es auf und versuchte zu lesen; aber umsonst, sie konnte ihre Aufmerksamkeit nicht zwingen.

In diesem Augenblicke trat der Graf unangemeldet ein, und sie zog den Fuß von dem Kissen, ohne sonst ihre Haltung zu ändern. Es schien, daß sie sich an demselben Morgen schon gesprochen hatten; kein Wort der Begrüßung wurde laut. Er trat an sie heran und küßte ihr die Hand.

„Und was bringst Du?" fragte sie mit wiedergewonnener Ruhe.

„Die Entscheidung."

„So sprich, erzähle," fuhr sie fort, während sie mit dem Zeigefinger auf die Fingerspitzen ihrer linken Hand tupfte. „Ich weiß alles, und will es doch von Dir hören. Wie verlief es? Ich hoffe, daß Dich nichts verletzt hat, kein Wort, keine Miene."

„Nein," antwortete der Graf, indem er sich auf das Tabouret setzte und Kathinkas Hand in seine Linke nahm. „Er hörte mich ruhig an. Als ich geendet, legte er das Elfenbeinmesser, mit dem er nach seiner Gewohnheit spielte, beiseite und sagte, ich glaube wörtlich: „Ich bin nicht überrascht, Graf; ich habe diesen Antrag

erwartet, offen gestanden gefürchtet. Sie wissen ohne Versicherung, daß sich diese Bemerkung nicht gegen Ihre Person richtet. Ihnen den vollkommensten Beweis davon zu geben, wäre leicht, wenn ich nicht Punkte dabei berühren und Bedingungen stellen müßte, die Sie nach einer andern Seite hin verletzen und Ihre Zustimmung nie finden würden."

Kathinka lächelte.

„Das alte Lied," sagte sie.

„Ja," fuhr Bninski fort, „er will mit Polen, mit unserem Lande ein für allemal gebrochen haben, und daß ich es kurz mache, er schloß damit, daß eine Verbindung zwischen uns aus zwei Gründen unthunlich, und wie er glaube, unmöglich sei: des Hofes halber und seiner Erinnerungen halber. Das letztere begreif' ich, das erstere nicht."

„Und doch ist beides in einem Zusammenhang," antwortete Kathinka, „dies Zugeständniß sind wir ihm schuldig. Er bedarf des Hofes. Weil er die Brücken abgebrochen und sich und uns, sei es mit Recht oder Unrecht, aus dem heimischen Boden in einen fremden verpflanzt hat, kann er besonderer günstiger Bedingungen nicht entbehren, um in dem fremden Boden aufs

neue Wurzel zu schlagen. Unter diesen günstigen Bedingungen aber, wie ich Dir nicht erst zu sagen brauche, steht der Sonnenschein des Hofes obenan."

„Vielleicht," sagte Bninski, „oder meinetwegen auch gewiß. Es bleibt schließlich doch wie es ist, und ich faß' es nicht, warum er gerade diesen Boden wählte. Und daß er ihn wählte, das entscheidet nun über uns. Denn was er anzudeuten schien, einen Friedensschluß auch meinerseits mit diesem Lande zu machen, nie, nie, Kathinka. Auch nicht um Dich."

Er blieb stehen und schlug die Finger ineinander. Dann, als ob er sich die Verkehrtheit des alten Ladalinski in einer Art Selbstgespräch klar zu machen suche, sprach er vor sich hin: „Was zog ihn nur hierher? Gerade ihn? Es bleibt ein Räthsel und ein Widerspruch. Denn er hat einen Ueberschuß von jenem Edelsinn, dessen gänzliches Fehlen in diesem Lande mir dieses Land so widerwärtig macht. Er ist großer Opfer und großer Entschlüsse fähig, und selbst der unheilvolle Schritt, der ihn in die Selbstverbannung trieb, trägt immer noch den Stempel der Entsagung an der Stirn. Und was herrscht nun hier? Der Vortheil, der Dünkel, die großen Worte!"

„Auch Du singst Dein altes Lied," sagte Kathinka.

Aber Bninski hörte nicht, und ohne die Stellung zu wechseln fuhr er in wachsender Erregung fort: „Er ist ein Pedant. Da war er freilich hier am Ort. Denn alles, was hier in Blüte steht, ist Rubrik und Formelwesen, ist Zahl und Schablone, und dazu jene häßliche Armuth, die nicht Einfachheit, sondern nur Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes. Ich war noch ein Kind, da las ich auf der Krakauer Schule von den alten Fritzischen Grenadieren, daß sie Westen getragen hätten, die gar keine Westen waren, sondern nur rothe dreieckige Tuchstücke, die gleich an den Uniformrock angenäht waren. Und wahr oder nicht, diese dreieckigen Tuchlappen, ich sehe sie hier in allem, in Kleinem und Großem. Angenähtes Wesen, Schein und List, und dabei die tiefeingewurzelte Vorstellung, etwas Besonderes zu sein. Und worauf hin? Weil sie jene Rauf- und Raubluft haben, die immer bei der Armuth ist. Nie ist es satt dieses Volk; ohne Schliff, ohne Form, ohne alles, was wohlthut oder gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es sich

endlich übernommen hat, so stellt es das Uebriggebliebene beiseite, und wehe dem, der daran rührt. Seeräubervolk, das seine Züge zu Lande macht! Aber immer mit Tedeum, um Gott oder Glaubens- oder höchster Güter willen. Denn an Fahneninschriften hat es diesem Lande nie gefehlt."

„Ich erkenne Dich nicht mehr," unterbrach ihn Kathinka. „Du sprichst Dich aus dem Recht in das Unrecht hinein. Du fühlst selbst die Uebertreibung, zu der Dich Vorurtheil und Bitterkeit fortreißen."

„Nein, ich übertreibe nicht. Ich lese nur die Rückseite der Medaille, weil ich sie lesen will. Mag ein anderer sie wieder umkehren und sich an der obenaufliegenden Herrlichkeit erfreuen, Bild oder Schrift, ich bin es zufrieden. Es mag etwas Großes damit sein, nur nicht für mich und auch nicht für ihn," und dabei wies er mit der Linken nach dem an der entgegengesetzten Seite des Hauses gelegenen Zimmer des Geheimrathes hinüber. „Auch nicht für ihn, sag' ich, denn er ist Pole vom Wirbel bis zur Zeh'. Er täuscht mich nicht mit seiner loyalen Preußenmiene. Preußen! Warum gerade Preußen, das uns zuerst um dreißig Silberlinge verschacherte.

Jetzt ist es freilich selber an die Kette gelegt; aber auf wie lange?... Preußen! Preußen! Warum nicht Frankreich? Warum nicht Rußland, grundschlecht wie es ist! In seiner Sündenblüte hat es doch wenigstens den Muth, sich zu seinen Thaten zu bekennen. Aber nein, es mußte Preußen sein. Und dieses Preußen, in dem der Ladalinskistamm, einer Einbildung, einer Marotte zu Liebe, neu blühen und Wurzel schlagen soll, das tritt nun zwischen Dich und mich, und um des vielleicht ausbleibenden Lächelns dreier Prinzlichkeiten willen, geht in dieser Zeit, in der Gott sei Dank mehr Prinzen auf den Schlachtfeldern als in fürstlichen Wochenstuben geboren werden, unser Glück wie eine Feder in die Luft. Soll es das, Kathinka?! Bist Du entschlossen?"

Sie schwieg.

„Lieben wir uns?"

„Du sagst es."

„So seh' ich nur einen Weg. Und Du wirst den Entschluß dazu fassen können. So denk' ich, so hoff' ich."

Kathinka legte die Hand an ihre Stirn; dann, als entsänne sie sich auf etwas zurückliegendes, sagte sie: „Ich versprach ihm, nichts zu thun, das seine Stellung untergraben oder

seine Zugehörigkeit zu diesem Lande neuen Verdächtigungen aussetzen könnte."

„Und dies Versprechen wirst Du halten. Die Flucht wirft alle Schuld auf uns."

„Und doch ist ein Schwanken in mir," fuhr Kathinka fort. „Nicht, daß ich vor meinem Antheil an dieser Schuld erschräke. Du weißt, wie ich bin, und was an Furcht in mir ist, geht unter in der Lust am Wagniß. Also nicht um mich. Aber um Deinetwillen; aus Liebe zu Dir. Du sollst nicht in einem falschen Lichte dastehen. Und Du wirst es. Wie bittere Worte werden fallen .... von Tubal ...."

„.... von Lewin ...."

„Nenne nicht seinen Namen. Es schmerzt mich; denn es ist keiner, den ich mehr gequält, und dem ich tiefer verschuldet wäre. Und nun thu' ich ihm das Schwerste! Er liebte mich, und ich war ihm gut von Jugend auf. Das ist nun vorbei. Aber Du irrst, wenn Du glaubst, daß bittere Worte von seinen Lippen kommen werden. Nicht von ihm; aber die andern! Erinnere Dich des Ballabends, als Du von General Yorks Kapitulation hörtest, und denke Deines spöttischen „sans doute", womit Du der alten Excellenz ihre feierliche Geschichte von dem kron-

prinzlichen Einsegnungsringe verdarbst. Was war die Meinung von alle dem? Eine tiefe Verachtung gegen das, was sich hierlandes als „deutsche Treue" gibt. Und nun frag' ich Dich, üben wir die Treue, übst Du sie?"

„Auch nicht ihr Gegentheil," antwortete Bninski.

Kathinka schüttelte den Kopf.

Der Graf aber fuhr fort: „Und wenn es wäre, wie Du meinst, Kathinka, so sprich ein Wort und laß es mich einsehen, daß es so ist, und ich will dem, was ich thue, kein Mäntelchen umhängen. Ich bin kein Ritter von La Mancha, der die Untreue aus der Welt heraussechten will; ich will sie nicht abschaffen, am wenigsten will ich die Vorstellung großziehen, daß ich ihr persönlich entwachsen sei oder über ihr stünde. Untreue! sie war das Erste und wird das Letzte sein; ich erschrecke nicht vor dem Wort und nicht einmal vor der That. Aber das Tugendgesicht, das sie hier zu Lande annimmt, das haff' ich. Was mir zuwider ist, das ist die Lüge. Und das eine weiß ich: es ist nicht Lüge, wenn ich das, was geschehen soll, weder Vertrauensbruch noch Untreue, wohl aber Zwang und Konsequenz und Nothwehr nenne. Zug um Zug. Gegen

das gekünstelte und mißbräuchlich geübte Recht Deines Vaters, das uns zum Opfer mir unbegreiflicher Rücksichten machen will, setzen wir unser natürliches Recht, das Recht unserer Neigung."

Eine kurze Pause folgte, und nur um das peinliche Schweigen zu unterbrechen, fügte der Graf hinzu: „Sieh auf die Zukunft, Kathinka. Es kommen bessere Tage. Er wird sich hinein finden; das unabänderlich Geschehene bekehrt besser als tausend bittende Worte."

„Du verkennst ihn," sagte sie, „er hat den ganzen Eigensinn der Gütigen und Schwachen. Ich darf es aussprechen, denn er war schwach gegen mich von Jugend auf. Er wird uns nicht hassen, seine Liebe zu mir wird unerschüttert bleiben, aber er wird sich mit dem Geschehenen nicht versöhnen und wird nicht Frieden mit uns schließen. Ich weiß, was ich thue. Es ist ein Scheiden auf Nichtwiedersehen!"

Der Graf schritt auf und ab. Als er wieder an das Sopha trat, nahm sie seine Hand und sagte, mit einem Ausdruck zu ihm aufblickend, der ihr sonst fremd war: „Und so sei es denn, Jarosch! Ich fühle, es ist beschlossen, und nicht blos durch uns. Wir erben alles: erst das

Blut und dann die Schuld. Ich war immer meiner Mutter Kind. Nun bin ich es ganz. Sei gut mit mir. Ich habe nur noch Dich."

Und sie warf sich an seine Brust.

LIII.

Bei Hansen-Grell.

Zwei Tage nach diesem Gespräch zwischen Kathinka und Bninski saß Lewin in Briefen, die der Erledigung harrten. Einige, darunter Zeilen von Doktor Faulstich und Tante Amelie, lagen schon so lange unter dem Stein, daß er ihre Beantwortung nicht wohl weiter hinausschieben und den Nichtbesuch seiner drei Vorlesungen, denn es war wieder Freitag, sich eher zum Verdienst als zur Versäumniß anrechnen konnte. Die Hulen, die von Zeit zu Zeit auf ihren altberlinischen, aus allerlei Tuchecken zusammengenähten Filzschuhen durch das Zimmer ging, sah mit Kopfschütteln, wie die Zahl der auf dem Sophatisch ausgelegten Briefe von Viertelstunde zu Viertelstund wuchs, einige noch nicht fertig und nur erst auf der ersten Seite beschrieben. Denn Lewin haßte das Aufstreuen, ein Punkt, in dem er ausnahmsweise mit Kathinka übereinstimmte.

„Ein Liebesbrief mit aufgestreutem Sand,“ pflegte diese zu sagen, „da wird die Liebe gleich mit verschüttet und begraben.“

Er schrieb schon zwei Stunden, aber der Hauptbrief war noch ungeschrieben, der an Renate. Er hatte ihn sich bis zuletzt aufgespart; das Plaudern mit der Schwester sollte ihn schadlos halten für die Mühen oder gar den Zwang alles dessen, was voraufgegangen war. Der Brief an Faulstich war eine literarische Abhandlung, der an Tante Amelie wie gewöhnlich ein Eiertanz gewesen; das lag nun endlich hinter ihm, und er konnte sich erholen und die Feder frei laufen lassen.

„Liebe Renate!“ so schrieb er, „wir haben heute den 29. und es ist nicht ohne Beschämung, daß ich auf das Datum Deines Briefes aus der Mitte des Monats sehe. Meine flüchtige Antwort darauf war keine Antwort. Laß mich versuchen Versäumtes nachzuholen.

Diese und die letzte Woche, wie Du aus den Zeitungen ersehen haben wirst, haben allerlei Dinge von Wichtigkeit gebracht; was Papa mir schrieb, hat sich bestätigt. Der Einsegnung des Kronprinzen folgte die Abreise des Königs nach Breslau; der ganze Hof begleitete ihn, auch die

Garden. Potsdam ist seitdem wie ausgestorben, wovon wir uns bei Gelegenheit einer nach Lehnin hin unternommenen Partie durch den Augenschein überzeugen konnten. Von dieser Partie, die letzten Dinstag stattfand, möchte ich Dir nun wohl erzählen. Du weißt oder vielleicht auch nicht, daß Lehnin ein altes Cisterzienser Kloster ist; die meisten der Askanier wurden dort begraben, auch einige von den Hohenzollern; Johann Cicero, wenn ich nicht irre, und Joachim Nestor. Aber diese beiden standen kaum in ihrer Gruft, so kam die Säkularisation, und ihre großen Metallsärge wanderten aus der Klosterkrypta in die Krypta des Berliner Doms. Es giebt auch eine Lehninsche Weissagung „Vaticinium Lehninense", hundert lateinische Verse, die den Untergang der Hohenzollern und die Wiederaufrichtung des katholischen Glaubens in Mark Brandenburg prophezeien; aber alles sehr dunkel und unbestimmt, so daß man, wie so oft, bei einigem guten Willen auch gerade das Gegentheil herauslesen kann. Auf dieses Lehnin nun war in voriger Woche das Gespräch gekommen, und der Geheimrath, der einige Verse aus der ihm durch unseren alten Direktor Bellermann vor Jahr und Tag schon bekannt gewordenen

Weissagung recitirte, verrieth plötzlich einen lebhaften, an ihm ganz ungewohnten Enthusiasmus, das Kloster kennen zu lernen. Bei aller Hochachtung gegen ihn, möcht' ich im Vorübergehen doch die Vermuthung aussprechen, daß er sich in dem Gedanken gefiel, an Ort und Stelle seine Vorträge fortsetzen und uns durch eine Art mittelalterlicher Klassizität imponiren zu können. Aber sein Enthusiasmus hielt nicht vor, und als der Dienstag herankam, stand er von der Theilnahme ab. Jürgaß war schon vorher zum Reisemarschall ernannt worden. Natürlich durch Kathinka. Außer ihr und dem engeren Ladalinski'schen Kreise waren die Grafen Matuschka, Seherr-Thoß und Zierotin sammt ihren jungen Frauen mit von der Partie. Es gab eine Ueberraschung nach der andern; Jürgaß bewährte seinen alten Ruf als Festordner; die Matuschka war reizend, und ich hatte den Triumph, Kathinka eifersüchtig zu sehen. Auf der Rückfahrt fuhren wir eine hübsche Strecke zusammen. Ich sagte ihr herzliche Worte, vielleicht mehr als das, und sie nahm sie freundlich auf. Bninski verläßt uns bald; er geht auf seine Güter und von da nach Warschau, um sich dem Vizekönig, mit dem er befreundet ist, zur Verfügung zu stellen

Zu Poniatowski steht er nicht gut. Es wäre Thorheit, wenn ich wegleugnen wollte, daß ich den Tag seiner Abreise herbeiwünsche. Kathinka zeichnet ihn aus; aber es ist nicht ihre Art, sich mit Abwesenden zu beschäftigen oder Erinnerungen zu leben. Sie gehört der Stunde, und die Stunde, so scheint es, ist mir günstig. Ich glaube wieder an die Möglichkeit meines Glücks. Sie schrieb mir neulich: „Sieh nicht Gespenster, Lewin.“

Und nun laß mich fragen, wie steht es in Hohen-Vietz? Was machen die Freunde: Seidentopf, die Schorlemmer, Marie? Denke Dir, ich träumte diese Nacht von ihr, und als was sah ich sie? Als Braut. In einem langen, langen Schleier stand sie vor dem Altar; aber es war nicht der Altar der Hohen-Vietzer Kirche. Ihr Kleid war weiß und leicht wie der Schleier, und mit Sternchen übersät. Sie sah sehr schön aus, und wer meinst Du, daß ihr Bräutigam war? Drosselstein. Nicht unser alter, sondern ein junger; groß und schlank und in eine Uniform gekleidet, in der ich unseren Hohen-Ziesar'schen Freund nie gesehen habe. Als ich mich heute früh des Traumes entsann, mußt' ich an das denken, was Du so oft über Marie gesagt hast:

Du würdest Dich nicht wundern, eine goldene Kutsche bei Kniehases vorfahren und die kleine Prinzessin mit verweinten und zugleich freudestrahlenden Augen neben ihrem Prinzen Platz nehmen zu sehen. Du hast ihr Wesen darin getroffen. Es war doch nur in der Ordnung, daß sie Othegravens Antrag ablehnte. Damals mißbilligte ich es; es schien mir eine Unklugheit, wenn nicht Schlimmeres. Aber ich hab' ihr Unrecht gethan. Er ist aus Münsterland und sie ist aus Feenland, und alles Westfälische ist der letzte Fleck der Erde, mit dem sich die Feen befreunden können.

An Faulstich und Tante Amelie habe ich heute früh geschrieben. Wenig zu meiner Zufriedenheit. Die Briefe an die Gräfintante passen mir nie; ich weiß nicht, woran es liegt. Ich sollte mir einen Sammelkasten für Anekdoten und Bonmots anlegen und diesen Kasten einfach ausschütten, wenn ich einen Brief an die Tante zu schreiben habe. Aber dergleichen kann ich nicht. Ich leide mitunter unter meiner Schwerfälligkeit, und um so mehr, als es derselbe Zug ist, den mir Kathinka nicht verzeiht.

Ich werde sie heute Abend sehen, auch Tubal. Dieser ist viel mit Bninski und dem

Rittmeister von Hirschfeldt zusammen, einem ausgezeichneten Offizier, der in Spanien war (auf englischer Seite), was aber nicht hindert, daß er sich mit dem Grafen befreundet hat. Das letzte Mal, daß ich Tubal sah, es war in Lehnin während wir die Kirche besuchten, fragte er mich: „wann reisen wir nach Hohen-Vietz?“ Ich lasse dahin gestellt sein, ob ihm dabei die Enrollirung in das Landsturmbataillon Lebus oder seine Cousine Renate mehr am Herzen lag.

Und nun lebe wohl. Ich sehe heiterer in die Zukunft, als seit lange. Alles läßt sich gut an, das Große und das Kleine. Und das Kleine ist die Hauptsache, denn es ist das Ich. Gruß an Papa und die Freunde.

Dein Lewin.“

Es war inzwischen ein Uhr geworden, und da sein Mittagsweg ihn ohnehin an dem großen Postgebäude vorüberführte, so unterzog sich Lewin der Mühe, die fünf Briefe, die das Ergebniß dieses Vormittags waren, selbst am Schalter abzugeben. Neben der Post war das Ladalinski'sche Haus; er sah hinauf, aber in allen Zimmern der ersten Etage, auch in dem des Geheimraths, waren die Rouleaux herabgelassen. Er sann einen Augenblick nach, was die Ursache

davon sein könne, vergaß aber den gehabten Eindruck wieder, als er an der Ecke der Stechbahn Jürgaß begegnete, mit dem er nun ein kurzes Gespräch über die nächste Kastaliasitzung führte.

„Auf Dinstag!" damit trennten sie sich, und Lewin, nachdem er in der Taubenstraße an alter Stelle sein einfaches Mittagsmahl eingenommen hatte, ging auf die lange, der ehemaligen Berliner Stadtmauer entsprechende Wallstraße zu, von der aus er — in nur geringer Entfernung vom Spittelmarkt — in die aus alten und stattlichen, aber freilich auch heruntergekommenen Häusern bestehende Kreuzgasse einbog.

In einem dieser alten und stattlichen Häuser wohnte Hansen-Grell, zu dem sich Lewin um seiner Schlichtheit und kaum minder um seines romantischen, eben dieser Schlichtheit fast widersprechenden Zuges willen, von Anfang an in hohem Maße hingezogen gefühlt hatte. Eine Aufforderung zu einem Besuche war nie ausgesprochen worden, aber als sie vor zwei Tagen, wo ein Zufall sie zusammengeführt, sich nach längerem und sehr eingehendem Geplauder wieder getrennt hatten, hatte Lewin den Entschluß gefaßt, diesen Besuch in Grells Wohnung auch ohne Aufforderung

zu machen. Es war ein Hochparterre. Acht oder zehn Steinstufen, ausgelaufen und von einem verbogenen Eisengeländer eingefaßt, führten hinauf. An der Thür, mit dicker Feder auf ein halbes Kartenblatt geschrieben, stand Hansen-Grell.

Lewin klopfte.

„Herein!"

Es war eine in drei Felder getheilte, nur mit dem vordersten Drittel sich öffnende Thür, gerade breit genug, einen Menschen mit seiner Schmalseite hindurch zu lassen. Lewin passirte das Défilé und befand sich in einem großen, wohl vierzehn Fuß hohen Raum, in dem er auf den ersten Blick nichts weiter als vier kahle gelbgetünchte Wände und einen ungeheuren schwarzen Kachelofen erkennen konnte. Zugleich hatten sich vier lange schmale Gardinenstreifen, bei dem durch das Oeffnen der Thür entstandenen Luftzug, in eine langsam schwerfällige Bewegung gesetzt. Aber dieser Eindruck des Kahlen und Oeden blieb nicht lange und die gemüthlicheren Elemente kamen zu ihrem Recht. In dem von innen her geheizten Ofen war der Torf so weit niedergebrannt, daß der Anblick der in blauen Flämmchen zuckenden Glut mit diesem unschönsten aller Heizungsmaterialе wieder aussöhnen konnte, und von dem da-

neben stehenden mit Büchern überdeckten Klapptisch stiegen kleine sich kräuselnde Wölkchen auf und zogen dem Eintretenden wie ein freundlicher Gruß entgegen. Hansen-Grell war bei Präparation seines Nachmittagkaffees.

„Einen Augenblick noch," rief er, und den Topf mit kochendem Wasser, den er nur halb geleert hatte, wieder in die Glut des Ofens schiebend, trat er jetzt Lewin entgegen und reichte ihm die noch halb rußige Hand, nachdem er sie durch einen energischen Strich über den Aermel seines Flausrocks hin wenigstens aus dem Gröbsten herausgebracht hatte.

„Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen," sagte er, „besonders zu dieser Stunde, wo die Ofenglut und der dampfende Kaffee die Honneurs des Hauses machen. Sie trinken mit. Ich bin, wie Sie sehen, etwas beschränkt im Wirthschaftlichen, aber was Tassen angeht, kann ich mit jeder Klatschbase konkurriren."

Lewin wollte erwidern, aber Hansen-Grell fuhr fort: „O nicht doch; fürchten Sie nicht, mich zu benachtheiligen; hier ist der Kaffee und dort das Wasser. Ich könnte die ganze Kastalia bewirthen, ohne jede Gefahr persönlicher Einbuße. Ich bitte Sie, nehmen Sie Platz, während ich

nach meiner besten Meißner suche. Sie sollen die vergoldete haben, mit einem Amor und einer Schäferin, die lacht und weint, weil sie schon getroffen ist. Können Sie sich denken, daß ich eine Passion für solche Spielereien habe? Es ist noch ein Nachklang aus meinen Kopenhagener Tagen her. Der alte Graf war ein leidenschaftlicher Sammler."

Bei diesen Worten hatte sich Hansen-Grell an einen auf den ersten Blick nicht wahrnehmbaren Schrank gemacht, der in einer der dicken Wände mitten drin steckte, und suchte hier nicht blos nach der versprochenen Meißner Tasse, sondern behufs besserer Repräsentation auch nach einer Zuckerschale, die er auf einem der Bretter oben oder unter gesehen zu haben sich deutlich entsann. Er persönlich hatte das Tütenprinzip.

Lewin war inzwischen der Aufforderung seines in halber Verlegenheit immer weiter sprechenden Wirthes gefolgt und hatte, die Gardinen zurückschlagend, in einer der tiefen Fensterischen Platz genommen. Hier standen zwei Binsenstühle, auf deren einem ein paar aufgeschlagene Bücher lagen, und während Hansen-Grell — der die Zuckerschale noch immer nicht endeckt hatte — sein mehr und mehr in bloße Verwunderungsausrufe sich

auflösendes Gespräch fortsetzte, nahm Lewin eines der kleinen Bändchen zur Hand und sah hinein. Es waren Hölderlins Gedichte. Auf einer der aufgeschlagenen Seiten standen vier Zeilen.

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Lewin empfing einen bedeutenden Eindruck von diesen Zeilen, aber es war dafür gesorgt, daß er sich ihm nicht lange hingeben konnte. Hansen-Grell hatte mittlerweile alles gefunden, was ihm wünschenswerth erschien, und präsentirte jetzt, nachdem er ängstlich die Diele haltend, den weiten Weg zwischen Ofen und Fenster zurückgelegt hatte, seinem Gaste eine bis an den Rand hin gefüllte Tasse Kaffee.

Dieser nahm, schlürfte und lobte, und sagte dann: „Ich bin überrascht, Sie bei Hölderlin zu finden. Nach dem Bilde, das ich mir von Ihnen gemacht habe, mußten Sie mit der „ums Morgenroth fahrenden Lenore" für dieses und jenes Leben verbunden sein. Ich kann Ihnen auch allenfalls den „wilden Jäger" oder die Chevyjagd gestatten, aber Hölderlin? Nein."

Hansen-Grell hatte sich auf den gegenüber-

stehenden Binsenstuhl gesetzt und sagte, während er seine beiden Hände auf das bequem übergeschlagene Knie legte: „Sie berühren da einen feinen Punkt, wenn Sie wollen, einen Widerspruch in meiner Natur. Vielleicht auch in mancher andern. Es ist ganz richtig, daß ich meiner Empfindung und, wenn ich von so Unbedeutendem sprechen darf, auch meiner Dichtung nach ganz in die neue Schule hineingehöre; ich halte es wohl oder übel mit den Romantikern und werde nie von etwas anderem träumen als von nordischen Prinzessinnen und siegreichen Schlangentödtern. Und wird es mir gelegentlich des romantischen Apparates zu viel, so pfleg' ich mich, nach der Lehre vom Gegensatz, mit einer Art Passion auf Rococodinge zu werfen und vor Puder und Reifrock nicht zu erschrecken. Aber etwas Klassisches nie, weder nach Form noch Inhalt."

Lewin lächelte und wies auf das zwischen ihnen liegende Buch.

„Ich komme darauf," fuhr Hansen-Grell fort, „das ist es ja eben, was mich von einem Widerspruche sprechen ließ. Ich werde nie klassisch empfinden, nie auch nur den Versuch machen, einen Hexameter oder gar eine alcäische Strophe aufzubauen, und doch, wo immer ich mit dieser

Welt des Klassischen in Berührung komme, fühl' ich mich in ihrem Banne und sehe, so lange dieser Zauber anhält, auf alles Volksliedhafte wie auf bloße Bänkelsängereien herab. Ich habe dann plötzlich aller naiven Dichtung gegenüber ein Gefühl, als ob ich hübsche Dorfmädchen auf einem Hofball erscheinen sähe; sie bleiben hübsch, aber die Buntheit und die Willkürlichkeit ihres Aufputzes läßt selbst ihren wirklichen Reiz als untergeordnet erscheinen."

„Ich kann Ihnen darin nicht zustimmen," erwiderte Lewin. „Sie sprachen schon selbst das Wort aus, auf das es mir anzukommen scheint, „so lange der Zauber anhält". Da liegt es. Auch in der Kunst gilt das „toujours perdrix" und jedes Zuviel weckt das Verlangen nach einem Gegentheil."

„Möglich, daß Sie es mit dem toujours perdrix getroffen haben," sagte Hansen-Grell, „aber nach meiner eigenen persönlichen Erfahrung muß ich es doch in etwas anderem suchen. Vielleicht haben Sie Aehnliches beobachtet. Unsere dichterische Produktion, und das ist der Punkt, auf den ich Gewicht lege, entspricht unserer Natur, aber nicht nothwendig unserem Geschmack. Dieser kann sich über jene erheben. Wollen wir einen

Einklang herstellen, soll unser Geschmack, der unsere Lektüre bestimmt, auch unsere Produktion bestimmen, so läßt uns die Natur, die andere Wege ging, im Stich und wir scheitern. Wir haben dann unsern Willen gehabt, aber das Geborene ist todt."

Lewin wollte antworten, Hansen-Grell indeß fuhr in Entwickelung seines Gedankens mit Lebhaftigkeit fort: „Im übrigen, was unseren schwäbischen Hyperion angeht," und dabei schlug er mit dem Finger auf das vor ihm liegende Bändchen, „so löst sich der Widerspruch, den ich Ihnen anfänglich zugestand, auf eine vielleicht viel einfachere Weise. Hölderlin, aller Klassizität seiner Form unerachtet, ist Romantiker von Grund aus. Darf ich Ihnen meine Lieblingsstrophen vorlesen?"

„Ich bitte darum."

Es dunkelte schon. Da Hansen-Grell aber die Strophen so gut wie auswendig wußte, so genügte jede Beleuchtung, und er las:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:
Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet. Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Er legte das Buch aus der Hand und fuhr ohne Pause fort: „Das sind alcäische Strophen, klassisch in Bau und Form, und doch klingt es in ihnen romantisch trotz Orkus und aller Schatten- und Götterwelt der Klassizität." Nun erst sah er auf Lewin.

Dieser schwieg noch immer. Aber sein Schweigen sagte mehr als es die enthusiastischsten Worte gekonnt hätten. Endlich sprach er vor sich hin: „Wie schön, und wie ist die Stimmung getroffen!"

„Ja, das ist's," nahm Grell noch einmal das Wort. „Die Stimmung ist *getroffen*; und darauf kommt es an, das entscheidet. Es ist jetzt Mode, von Stimmung zu sprechen und von Instimmungkommen. Aber das Instimmungk*ommen* bedeutet noch nicht viel. Erst der, der die ihm gekommene Stimmung: das räthselvoll Unbestimmte, das wie Wolken ziehende scharf und

genau festzuhalten und diesem Festgehaltenen doch zugleich auch wieder seinen zauberischen, im Hell-dunkel sich bewegenden Schwankezustand zu lassen weiß, erst der ist der Meister."

Lewin nickte, aber zerstreut. Er hatte offenbar nur mit halbem Ohre hingehört und wiederholte statt aller andern Antwort nur die Schlußworte des Liedes: „Einmal lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht."

Hansen-Grell war aufgestanden, und sein unschönes Gesicht mit dem kurzen Strohhaar und den gerötheten Lidern verklärte sich von innen heraus zu wirklicher Schönheit. „Ob Lied oder Liebe, ob Freiheit oder Vaterland, einmal leben wie Götter und dann — sterben. Sterben bald, ehe das große Gefühl der Erinnerung verblaßt."

Sie sprachen noch eine Weile, beide sich in dieselben Vorstellungen vertiefend; dann sagte Lewin: „Lassen Sie uns gehen, Grell, draußen hängt noch das Abendroth; es plaudert sich besser im Freien."

Und damit verließen Sie das Haus und gingen über den Opernplatz auf den Lustgarten und die Schloßfreiheit zu.

Hinter der Sophienkirche ging eben die Mondsichel auf.

LIV. Fort!

Um die sechste Stunde war Lewin wieder in seiner Wohnung; das Gespräch, das er mit Hansen-Grell geführt, klang noch in seiner Seele nach. Die schöne Macht des Idealen, durch einfache Verhältnisse mehr unterstützt als beeinträchtigt, war ihm nie reiner entgegengetreten. Er hatte während seines Besuches mehr als einmal an Faulstich denken müssen; und doch, bei manchem Verwandten, welcher Unterschied! In der Beschäftigung mit den Künsten, auch in der Freude daran, waren sich beide gleich; aber während der eine das Schöne nur feinsinnig kostete, strebte ihm der andere mit ganzer Seele nach. Was den einen verweichlichte, stählte den andern, und so war Grell ein Vorbild, während Faulstich eine Warnung war.

Es fehlte heute das Abendroth, das sonst wohl um diese Stunde drüben über den Dächern hing, und so kam es, daß in Lewins Zimmer bereits ein völliges Dunkel herrschte. Er klopfte bei Frau Hulen; sie war nicht zu Hause. Ebenso fehlte die grüne Schirmlampe und war auch im Nebenzimmer nicht zu finden.

„Was nur der Alten ist?“ sagte Lewin, und war einen Augenblick verdrießlich über die „Unordnung,“ lachte aber bald wieder und setzte hinzu: „freilich die erste in anderthalb Jahren.“

Er tappte bis in die Küche, schürte in der Herdasche, bis die Glut zu Tage kam, und zündete seinen Wachsstock an. Und nun vorsichtig, um die Mühe des Anzündens nicht noch einmal zu haben, ging er in sein Zimmer zurück.

Jetzt erst sah er, daß ein Brief auf dem Tische lag, die Aufschrift sehr flüchtig, allem Anscheine nach von Tubals Hand. Was ihm am meisten auffiel, war das unverhältnißmäßig große Siegel. Es war ersichtlich, daß der Inhalt gegen unbefugte Neugier hatte sicher gestellt werden sollen. Wenn Frau Hulen einen schwachen Punkt hatte, so lag er nach dieser Seite hin.

Lewin wußte davon. Er lächelte deshalb, als er das Siegel erbrach und den auseinander gefalteten Bogen, bequemeren Lesens halber neben die kleine Wachsstockflamme hielt. Aber sein Lächeln wähnte nur einen Augenblick. Es waren nicht mehr als drei Zeilen.

„Komm heute Abend nicht; Kathinka ist fort. In einem Zettel, den wir auf ihrem Schreib-

tische fanden, hat sie Abschied von uns genommen. Alles andere erräthst Du.

Dein Tubal."

Das Blatt entfiel seiner Hand, während er selber auf das Sopha zurück sank. Er war eine Minute lang wie betäubt. Dann richtete er sich auf und legte seinen Kopf erst in seine zusammengefalteten Hände, dann auf Tisch- und Sophalehne; aber alles war ihm zu heiß. Er sprang auf und trat an das Fenster. Die fahle Mondessichel, eben aus dem Gewölk heraus, sah ihm ins Gesicht; ein paar Krähen darüber flogen auf; unten knarrten die Laternen. Die Kühle der Scheiben that ihm wohl, aber die Angst blieb und stieg ihm höher ans Herz. Ihn verlangte nach Luft; so nahm er eine Filzkappe vom Riegel und schritt auf Flur und Treppe zu. Er war schon auf den ersten Stufen, als er, plötzlich durch kleine Sorglichkeiten bestimmt, wieder umkehrte, um die Zeilen zu zerreißen, die auf dem Tische liegen geblieben waren, und den noch brennenden Wachsstock auszulöschen. Nun erst verließ er das Haus.

Unten bog er in die Königsstraße; aber die Steinmassen bedrückten ihn, wie ihn das Zimmer bedrückt hatte, und er empfand deutlich, daß er

aus der Stadt heraus müsse. So hielt er sich rechts und nahm dann über den Alexanderplatz seine Richtung auf das Frankfurter Thor zu.

Es war derselbe Weg, den er am Tage, wo das Dachsgraben in der Dalwitzer Forst sein sollte, gemacht hatte. Als er wieder in der Nähe des Gasthauses zur „Neuen Welt" kam, das damals in rechter Vormittagsstille dagelegen hatte, sah er, daß alle Fenster erleuchtet waren; Klarinetten spielten auf und junge Paare, denen es drinnen zu heiß geworden war, standen draußen unter den beschneiten Lindenbäumen. Was kümmerte sie der Wind, der ging, oder der Schnee, der lag? Der nächste Tanz brachte die Verkühlung wieder heraus.

Lewin hatte sich an einen der zwei Pfosten gelehnt, die mittelst eines darüber gelegten Querbalkens den ziemlich primitiven Eingang zur „Neuen Welt" bildeten. Die Musik drinnen ging immer frischer. Er schlug den Takt mit dem rechten Fuße mit und fand den Tanz allerliebst. „Wer doch auch mit dabei wäre! Wer tanzen will, dem ist leicht gespielt, sagt das Sprichwort. Warum heißt es nicht: wem gespielt wird, der tanze!"

In diesem Augenblick legte sich von hinten

her ein Arm um seine Hüfte, und ein junges Ding, das sich am Heckenzaune hin, ohne daß er es merkte, herangeschlichen haben mußte, sagte vertraulich:

„Komm, sie stimmen schon. Es giebt noch einen Schottschen. Du kannst mich und Malchen auch nach Hause bringen."

Es klang mehr schelmisch als zudringlich, und Lewin, der dies fühlte, wandte sich um und ergriff ihre Hand. Das Mädchen aber, das ihn verwechselt haben mochte und jetzt erst in sein verstörtes Gesicht sah, erschrak und lief quer über den Vorgarten in den Saal zurück. Drinnen mußte sie von der Begegnung erzählt haben, denn zwei, drei Köpfe erschienen gleich darauf am Fenster und blickten neugierig nach dem Fremden hinaus.

Freilich nicht auf lange, denn der Schottische begann nun wirklich, und Lewin, während er weiter ging, versuchte sich die Takte für seinen Marsch zurecht zu legen. Es gelang auch eine Weile; aber der Tanzrhythmus war doch stärker als alles andere, und aus seinem gezwungenen Marschtempo immer wieder herausfallend, marschirte er in einem wunderlichen Wechsel von Tanz und Schritt die gradlinige Pappelchaussee

hinunter. Er kam an der Stelle vorbei, wo ihm an dem Schnatermanntage das Elend des Rückzuges zuerst entgegen getreten war; indessen er gedachte der erschütternden Begegnung nicht mehr und zählte nur noch die Takte der Musik, trotzdem er diese selbst schon längst nicht mehr hörte.

„So hintanzen," sagte er, „das heißt Leben. Nur nichts schwer nehmen. Ich habe das Beste versäumt. Und am Ende auch heute wieder. Sie war hübsch und nicht zimperlich. „Du kannst mich und Malchen nach Hause bringen ... sei nicht thöricht, Lewin." Nein, nein, das sagte sie nicht; das war schon früher."

Er schwieg eine Weile, seine Gedanken im Stillen weiterspinnend. „Und mit der Johanna Susemihl, was war es denn am Ende? Und was liegt daran, ob ihr die alte Zunzen das Kleine gegönnt hat oder nicht! Nun sind sie todt, und nur der Marechal de Logis, so denk' ich mir, lebt noch. Er hatte Tressen an dem Hut, und einen Klunker dran. Und fremde Tressen; ja, das macht es; das Neue, das Fremde. Etwas anderes muß es sein. Neugier wie zu Mutter Evas Tagen."

Er war jetzt über Friedrichsfelde hinaus; nur wenn er sich wandte, sah er noch die Lichter

des Dorfes. Am Himmel kein Stern; über die Mondessichel hin zogen die Wolken, immer dichter, immer rascher. Aber rascher noch gingen die Bilder über seine Seele.

„Wie die Hulen sich wundern wird! Ich sehe sie, wie sie mit der kleinen Lampe nach mir sucht, als ob ich ein versteckter Liebhaber wäre. Und der bin ich eigentlich auch; nur zu sehr versteckt; ich werde nie gefunden. Die Hulen wird so verdutzt aussehen wie damals, als ich ihr das französische Kinderlied vorlas. „Klippklapp," sagte sie; es war garnicht so dumm. Wie ging es doch?

An meiner Enklin Namenstag
Ihr jeder etwas schenken mag:
Der Bäcker schickt ein Zuckerbrot,
Der Schneider einen Mantel roth ...

„Ja so ging es. „Le boulanger fait un gâteau, la couturière un p'tit manteau," das schien die leichteste Stelle und war dann hinterher die schwerste. Ich entsinne mich noch ... Was es doch für wunderliche Sachen gibt; ein französischer Kinderreim zwischen Friedrichsfelde und Dalwitz. Aber warum nicht? Es giebt noch viel Wunderlicheres."

Er passirte jetzt das Dorf, dessen Namen er eben genannt hatte. Der mit alten Rüstern besetzte Fahrweg lag im Dunkeln, und die Fensterläden der meist einzeln stehenden Häuser waren geschlossen; aber aus den herzförmigen Oeffnungen fiel ein Lichtschein auf die Straße.

„Brennende Herzen," sagte er, „morgen früh sind sie wieder an die Wand geklappt und so schwarz wie vorher. Es ist auch lange genug, vier Stunden zu brennen. Hier wohnt der Pastor; der brennt sechs."

Hundert Schritte hinter dem Pastorhause schloß das Dorf und Lewin trat in's Freie. Ihn fröstelte. War es die Nachtluft oder war es das Fieber? Er schlug den Rockkragen in die Höhe und die Mützenklappen nach unten; aber das Frösteln blieb.

„Wohin geh' ich nur? Ich weiß es nicht. Oder ob ich umkehre? Nein. Ich kann nicht wieder in die Häusermasse hinein; sie nimmt mir den Athem, sie bringt mich um. Also weiter. Ich werde wohl irgendwo hinkommen."

So schritt er abermals vorwärts; eine Viertelmeile, eine halbe. Nach rechts hin, an einer Biegung der Chaussee, stand der Schattenriß eines Kirchthurms.

„Ich bin müde, und ich glaube fast, ich habe Hunger.“

Er setzte sich auf einen neben der Straße zusammengefahrenen Steinhaufen und sah dem dürren Laube zu, das über den glattgefahrenen Schnee hin an ihm vorübertanzte. Denn der Wind, der seit Stunden schon dichte Wolkenmassen voraufgeschickt hatte, kam jetzt selber und fegte zwischen den Pappeln hin. Es war ein Südwest, feucht und voll kleiner Regentropfen, aber einzelne dieser Tropfen gefroren wieder und schlugen ihm wie Nadeln in's Gesicht. „Thauwind,“ sagte Lewin, „wie heißt es doch? Der Thauwind kam vom Mittagsmeer .... ja, ich glaube, so fängt es an; aber das andere hab' ich vergessen. Ich finde nur noch die Figuren heraus, den Grafen und den Zöllner und den braven Mann. Wer ich wohl sein mag? Der Graf? Nein. Aber der brave Mann; ja, der bin ich, das ist mein Fach.“

Er blickte die Chaussee hinauf, hinunter und sagte dann: „Es sieht aus wie die Pappelallee, die durch das Bruch führt, und der Schatten, der dort unten steht, könnte die Guser Kirche sein .... Das sind nun vier Wochen und mir ist, als wär' es ein Jahr.“ Er stützte die Stirn in seine Hand

und träumte, und in seinem Traume klang es immer vernehmlicher wie leises fernes Glockenläuten. Er horchte danach, voll wachsender Sehnsucht, und endlich war es ihm, als fühle er das Labsal einer Thräne und als käm' es wie Befreiung über sein schwer bedrücktes Herz.

Aber es sollte nicht sein; es war anders beschlossen. Das Läuten, das er nur traumhaft gehört zu haben glaubte, kam wirklich näher, und ehe er sich noch zurecht gefunden hatte, sah er von der Dalwitzer Seite her ein Fuhrwerk zwischen den Pappeln herankommen. Sonderbar, es war kein Schlitten, wie das Geläute hatte vermuthen lassen, sondern ein leichter offner Wagen, dessen zwei kleinen Pferden, sei es aus Laune oder übertriebener Vorsicht, ein Schellengurt aufgelegt worden war. Und jetzt war der Wagen heran; die Pferde scheuten und bogen nach rechts hin aus. Auf dem Vordersitze saß ein junges Paar, er mit verschränkten Armen in einen Mantel gewickelt, sie groß und schlank in einem enganschließenden Rock und einer mit Pelz besetzten Mütze. Die Form ließ sich nicht erkennen, aber sie führte die Zügel und erschrak heftig, als sie des am Wege Sitzenden ansichtig wurde. Erst an der nächsten Pappel wandte sie sich noch ein-

mal um und sprach dann, allem Anscheine nach, lebhaft zu ihrem Begleiter.

Lewin sah das alles, und ohne zu wissen, was er that, sprang er auf und suchte dem ihm rasch entschwindenden Fuhrwerk zu folgen. Er wollte rufen, schreien, aber er brachte keinen Ton hervor. Und so lief er, bis ihm die letzten Kräfte versagten und er lautlos inmitten des Weges niederstürzte.

* * *

Eine Stunde später hielt ein Schlitten vor dem Bohlsdorfer Krug; es schlug eben vom Thurm. Der Knecht, der von seinem Häckselsack gestiegen war, um die Pferde abzusträngen, zählte die Schläge und brummte verdrießlich vor sich hin: „All elwen; för Mitternacht bin ick nich to Huus; awers ick kunn em doch nich liggen laten.“ Damit ging er auf den Heckenzaun zu, neben dem ein paar verschneite Krippen standen, während von der Hof- und Gartenseite her die Glut eines hochaufgemauerten Backofens, in dem das Reisigholz eben niedergebrannt war, über den Zaun weg auf die Straße sah. Der Knecht starrte hinein, freute sich des warmen Hauchs und schleppte dann eine der Krippen, aus der er den Schnee durch bloßes Umstülpen entfernt hatte,

bis vor sein Gespann und öffnete den Häckselsack. Die Pferde, denen es zu lange dauern mochte, fuhren mit ihren Mäulern suchend und schnopernd durch den leeren Trog. Er gab ihnen einen Schlag, „künn jih nich töwen," und stappste dann, als er ihnen endlich ihr Futter eingeschüttet hatte, unter dem Vorbau weg in die Krugstube, wo auf zwei großen Brettern die zum Einschieben in den Ofen eben fertig gewordenen Brote lagen.

„'Nabend Krügersch."

„'Nabend Damerow. Noch so spät bi Weeg?"

„Ja, man möt ja wull. Dat oll Schlackerwetter geiht ei'm bis up de Knaken."

„Dat deit et. Wat wullens, Kirsch o'er Kümmel?"

„Gebens en Kirsch. Awer töwens noch en beten. Ick hebb do een'n upp'n Schlitten. He läg as för dood bi de Chaussеesteen. Upp'n Hoar, un ick hedd' em överfoahren."

„Kennens em nich?"

„Ne. He süht ut as en Stadtminsch, as en Berlinscher. Koamens man mit 'rut."

Die Krügersfrau, die noch beim Abtrocknen war, nahm eine kleine Laterne vom Brett, steckte den Lichtstumpf an, hakte wieder ein und folgte dem Knecht auf die Straße. So traten sie an

die Rückseite des Schlittens, der nur zwei Korbwände hatte, nach hinten zu aber offen war. Der Knecht schob ein Strohbündel, das als Decke gedient haben mochte, zurück und die Krügersfrau leuchtete nun in den Schlitten hinein. Aber die Laterne fiel ihr aus der Hand und sie that einen Schrei. Dann lief sie wieder in das Haus, rüttelte den Mann, der in dem Alkoven nebenan eingeschlafen war, und rief: Steih up, Drews. Kumm, mach flink. Ick gloob, he is all dood."

„Wihr, wihr?" fragte der Krüger, aus dem Schlaf auffahrend.

Aber die Frau war schon wieder an der Thür. „Jott, Jott, wihr fall et sinn? .... De jungsche Herr von Hohen-Vietz."

LV.

In Bohlsdorf.

Es war drei Tage später. In dem hinter der Gaststube gelegenen Alkoven saß die Bohlsdorfer Krügersfrau und beugte sich über ihr Kind. Sie sang es in Schlaf, aber mit leiser Stimme, und in noch leiserer Schaukelbewegung ging die Wiege. Es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft, denn der Kranke, dem sie galt, und der

über dem Alkoven gebettet war, lag nun schon den dritten Tag in einem schweren Schlaf und war taub und todt gegen alles, was um ihn her vorging. Ein Arzt war noch nicht zu beschaffen gewesen, aber an Pflege gebrach es nicht, wenn man einem bloßen Aufmerken und Abwarten, dem sich seit dem gestrigen Tage zwei Frauen unausgesetzt unterzogen, diesen Namen geben konnte.

Mittag war vorüber. Es mochte die zweite Stunde sein, die schon wieder sinkende Sonne schien durch das Fenster einer kleinen Giebelstube, und ein freundlicher Glanz, als ging er von dem Kranken selber aus, war um diesen her.

„Seine Stirn ist feucht," sagte die Schorlemmer. „Geh, Renate, und ruhe Dich aus. Eine Viertelstunde nur."

„Ich bin nicht müde."

„Du mußt es sein. Geh."

Und sie ging. Aber nicht um zu ruhen, sondern um einen Brief, den sie versprochen hatte, nach Hohen-Vietz hin zu schreiben.

Das Stübchen, das gleich nach ihrer Ankunft als Wohn- und Schlafzimmer eingeräumt worden war, lag an der andern Giebelseite des Hauses und zeigte noch jenes Durcheinander, das der

erste Moment der Ankunft immer zu geben pflegt. Zum Ordnen und Aufräumen war eben noch nicht Zeit gewesen. Auf zwei Stühlen stand der geöffnete Reisekoffer, während auf eins der beiden Betten hin Muffen und Mäntel sammt allerlei Shawls und Tüchern geworfen waren.

Renate schien auch jetzt noch kein Auge für diese Dinge zu haben, ließ alles liegen wie es lag, und rückte nur den Tisch, um besseres Licht zu haben, an den Fensterpfeiler. Dann schob sie die rothe Leinwanddecke, in die ein radschlagender Pfau weiß eingenustert war, ziemlich unsorglich bei Seite, und nahm ein Karlsbader Schreibnecessaire aus dem Koffer, das, wenn man es aufklappte, ein schräges Pult bildete. Aber die Tinte war fest eingetrocknet, so fest, daß selbst ein paar Tropfen Wasser nicht helfen wollten. So mußte denn anderweitig Rath geschafft werden. Sie nahm aus ihrem Notizbuch ein dünnes Bleistiftchen, das natürlich abgebrochen war, gab ihm eine Spitze, so gut es ging, und schrieb nun in Schriftzügen, deren schwer entzifferbare Form nur noch von ihrer Bläße übertroffen wurde, das folgende:

„Bohlsdorf, den 1. Februar.

Liebe Marie!

Wir sind gestern um die vierte Stunde hier angekommen und fanden unseren Kranken in einem tiefen Schlafe, der auch jetzt noch anhält. Wie tief dieser Schlaf ist, zeigte sich heute früh. Ich stieß ein neben dem Ofen stehendes Schüreisen um und erschrak, denn es gab einen großen Lärm; aber Lewin öffnete die Augen nur, um sie sofort wieder zu schließen. Uebrigens schien er mich erkannt zu haben; ich sah ihn lächeln, freilich nur wie im Traum, denn der Schlaf hatte gleich wieder Gewalt über ihn. Wir erwarten jeden Augenblick Doktor Leist, und diese Zeilen sollen nicht eher fort, als bis wir ihn gehört haben.

Wie dies alles so gekommen? Ich habe nur wenig mehr erfahren, als wir schon wußten. Und Du mit uns. Ein Knecht fand ihn besinnungslos am Wege, lud ihn auf seinen Schlitten und gab ihn hier in Bohlsdorf ab. Die Krügersleute haben sich seiner angenommen und ihn gehegt und gepflegt. Er liegt in einer Giebelstube; Tante Schorlemmer und ich bewohnen die andere; nur der Bodenflur ist zwischen uns.

Warum er Berlin verlassen hat, um in Wind und Wetter bis hierher zu kommen, darüber hab' ich nur Vermuthungen. Und auch diese kaum. Es muß etwas Plötzliches gewesen sein, denn er war leicht gekleidet und trug nur Rock und Filzkappe, trotzdem es eine naßkalte Nacht war. Eine Stunde früher, als der Knecht ihn fand, hat ihn der Bohlsdorfer Amtmann, der mit seiner jungen Frau von einem der Nachbardörfer kam, auf den Chausseesteinen sitzen sehen. Die junge Frau (sehr hübsch) war heute Vormittag bei mir und hat mir von der Begegnung erzählt. Sie habe sich vor ihm wie vor einer Erscheinung erschrocken. Dann sei er aufgesprungen und ihrem Wagen zwischen den Pappeln hin eine lange Strecke gefolgt. So wenigstens habe sie zu sehen geglaubt; sicher sei sie nicht. Du siehst, alles ist dunkel und räthselvoll. Die junge Frau, die wohl eine halbe Stunde hier war, überraschte mich durch eine Aehnlichkeit mit Kathinka, selbst in ihrer Art sich zu kleiden. So trug sie, um nur eines zu nennen, eine polnische mit weißem Pelz besetzte Mütze.

Ach, Marie, wie hat sich alles um uns her geändert! Ich sehne mich jetzt nach den stillen Hohen-Vietzer Tagen zurück, die ich so oft ver-

klagt habe. Von allen Seiten drängt es heran, und ich erkenne, wie mein Herz zu schwach und zu klein ist, allem, was geschieht, sein zuständig Theil zu geben. In ruhigen Zeiten hätte mich der plötzliche Tod der Tante betrübt oder doch beschäftigt, jetzt vergehen Stunden, ohne daß ich daran denke. Nur an Dich denke ich viel, immer.

Ich erwarte noch heut' ein paar Zeilen aus Guse; Papa hat sie mir zugesagt. Das Begräbniß der Tante vermuthe ich morgen; ihm beizuwohnen, daran ist nicht zu denken; ich kann hier nicht eher fort, als bis wir Lewin außer Gefahr wissen. Und ehe nicht der alte Leist . . . Aber da hör' ich seine Stimme laut und eindringlich auf der Treppe. Alles wispert im Hause, selbst die Knechte, die kommen, werden zur Ruhe bedeutet und fügen sich dem Zwang; nur alte Doktoren haben in ihrem Sprechen und Auftreten das Vorrecht der Zwanglosigkeit, und der alte Leist macht keine Ausnahme. Ich schließe vorläufig und will nur hören, was er sagt."

Renate schob das Blatt unter das Schreibnecessaire und traf den Doktor bereits am Bette drüben. Er sah mit seinen zwei Pelzhandschuhen, die an einer dicken Schnur rechts und links über den Mantelkragen hingen, abenteuerlich genug

aus, und grüßte mit der einen freien Hand, während er mit der andern den Puls des Kranken zählte. Er schien zufrieden, befühlte noch Stirn und Schläfe, und sagte dann: „Lassen wir ihn allein; er braucht uns nicht.“ Damit verließen alle drei den ruhig Weiterschlafenden, und gingen in die Frauenstube hinüber, wo nun der Alte seinen Mantel ablegte, während Renate über alles Kleine und Große, was die Auffindung Lewins begleitet hatte, in ähnlicher Weise wie in ihrem Briefe an Marie zu berichten begann.

„Sehr gut, sehr gut,“ unterbrach sie der offenbar ziemlich unaufmerksame Doktor, und fuhr dann, nachdem er auf einem Binsenstuhle Platz genommen und sich die breiten, braunfleckigen Hände behaglich gerieben hatte, in vertraulichem Tone fort:

„Und nun, mein Renatchen, ehe wir weiter plaudern, bitt' ich um einen Kaffee, daß heißt mit Permission um einen Cognackaffee. Den Milchkaffee habe ich abgeschworen. Das ist nichts für einen alten Doktor mit Landpraxis.“

Tante Schorlemmer ging, um das Gewünschte herbeizuschaffen; der alte Leist aber, der wie alle Doktoren, auch wenn sie nicht beim Feldscheer begonnen haben, gerne sprach und Anekdoten er-

zählte, um das ewige Einerlei der Krankengeschichten los zu werden, wiederholte, als die Schorlemmer hinaus war, seine letzten Worte und setzte dann erklärend hinzu: „Sehen Sie mein Renatchen, mit dem milchernen ist es nichts. Ich meine den Kaffee. Sonst laß ich auf das Milcherne nichts kommen, denn es ist die höhere Stufe. Aber was ich sagen wollte. Sehen Sie, dies Franzosenvolk ist sonst nicht mein Gustus, und ihre Guillotinenwirthschaft, was sie damals „La Terreur" oder wie wir sagen, den Schrecken oder den Terrorismus genannt haben, das kann ich ihnen nicht vergessen; aber der Wahrheit die Ehre, mit dem Cognackaffee, da haben sie's getroffen. Es giebt so Sachen, worin sie uns überlegen sind."

Renate rückte ungeduldig hin und her; der alte Leist indessen schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Und es ist eigentlich nicht mehr und nicht weniger als meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich mich ehrlich dazu bekenne. Denn ohne diesen Cognackaffee wär' ich nicht mehr am Leben, und säße nicht in diesem hübschen Bohlsdorfer Krug. Sie haben von Anno 93 gehört, oder Quatre-vingt-treize, wie die Franzosen sagen. Sie lieben alles, was einen Schnepper hat und so ins Ohr

klingt, als ob es was Apartes wäre. Und sehen Sie, damals hatten wir ja den Champagnefeldzug, und ich war auch mit, mitsammt meiner Grenadierkompagnie von Alt-Larisch. Nun ja „Champagne", das klingt ganz gut, und wer es nicht besser weiß, der denkt sich lauter bauchige Weinflaschen und einen blanken Pfropfen, der mit einem Knall an die Decke springt. Aber, Du himmlische Güte, wir haben die Champagne ganz anders kennen gelernt. Es regnete Tag und Nacht, immer Biwak und im Freien kampirt auf Kalk- und Lehmboden, der das Wasser nicht durchläßt, und ehe vier Wochen um waren, lag die halbe preußische Armee nicht mehr im Biwak, sondern im Lazareth. Und der alte Leist, trotzdem er ein Doktor war, hätte auch darin gelegen, wenn er sich nicht gehütet hätte. Denn der kannte die Lazarethe, und weil er sie kannte, kroch er lieber bei Seite und schleppte sich bis an ein alleinstehendes Bauernhaus, in dessen Thür er, mit Permission, eine dicke alte Französin stehen sah. Und die hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn auf. Und um es kurz zu machen, sie packte mich in ein thurmhohes Bett, und als ich nun einen Schüttelfrost kriegte, und meine Zähne, so viel ihrer noch waren, vor Kälte zusammen-

schlugen, da brachte sie mir einen Cognackaffee, eine Tasse, zwei Tassen, ich weiß nicht, wie viel ich getrunken habe. Aber das weiß ich, daß ich den dritten Tag wieder auf den Beinen war. Und seitdem trink' ich ihn in allen schweren Lebenslagen, wohin ich auch sieben Meilen bei zehn Grad Kälte rechne, erstens aus Dankbarkeit, zweitens aus Vorsicht und drittens weil er mir schmeckt."

In diesem Augenblick trat die Schorlemmer wieder ein, und die Krügersfrau mit dem geforderten Kaffee folgte. Neben der Tasse stand ein Glas. Der Doktor liebäugelte damit, schwankte zwischen Anstand und Begehrlichkeit, unterlag aber wie gewöhnlich der letztern, und leerte das Glas auf einen Zug. Der Mischungsprozeß war unterblieben.

Renate, deren anfängliche Ungeduld bei dem Geplauder des Alten eher geschwunden als gestiegen war, sah ihm lächelnd zu und sagte dann, ihre Hand auf seinen Arm legend:

„Aber nun, lieber Doktor Leist, wie steht es mit unserem Kranken? Ist Gefahr?"

„Gefahr, Gefahr," antwortete der Alte im Tone scherzhaften Vorwurfs, „werde doch nicht von Anno 93 sprechen, wenn Gefahr wäre! Nein,

mein Renatchen, wenn dem alten Leist so was Bitteres auf der Zunge liegt, da schmeckt ihm nichts, und wenn es ein Cognackaffee wäre. Wie es mit ihm steht? Gut steht es. Er schläft sich gesund. Nichts von Gefahr. Ueberreizung der Nerven. Das ist alles."

Renate schwieg. Sie wollte nicht weiter forschen, da sie den Zusammenhang der Dinge zu ahnen begann. Die Schorlemmer aber, die nichts von solchen Zuständen wußte, fragte halb ärgerlich:

„Nervenüberreizung; was soll das? Woher?"

„Ja, mein liebes Tantchen," antwortete Leist, „das ist mehr als ein armer Doktor wissen kann. Der muß schon froh sein, wenn er erkennt, was er vor sich hat. Woher es kommt, darauf kann er sich nicht einlassen. Das weiß eben nur der Kranke selbst. Und unser Lewin wird es schon wissen und sich eines Tages unser aller Neugier erbarmen, denn eine rechte Neugiersgeschichte ist es, dessen bin ich sicher."

Und dabei schmunzelte der Alte so listig vor sich hin, als ob er den ganzen Liebesroman von Anfang bis Ende gelesen hätte.

„Aber nun Verhaltungsbefehle!" sagte Renate, „was thun wir?"

„Wir warten. Das ist überhaupt das Beste, was der Mensch thun kann. Zeit, Zeit. Die Zeit bringt alles. Dem Kranken bringt sie Gesundheit. Wir warten also."

„Und wie lange noch?"

„Ja, das ist nun wieder so eine Frage. Aber rechnen wir nach. Heute ist der dritte Tag. Ich denke den fünften Tag, also übermorgen. Uebermorgen wird er ausgeschlafen haben und wird irgend etwas wollen, vielleicht einen gerösteten Speck oder ein Zwiebelfleisch. Was es aber auch sein mag, er muß es haben, denn was dann spricht, das ist die Stimme der Natur, die durchaus gehört werden will."

„Ach, wie freue ich mich," sagte Renate, „meinen Brief mit so guten Nachrichten schließen zu können! Ich schrieb, als Sie vorfuhren, eben an Marie Kniehase. Wissen Sie, Doktor, Sie könnten mir die letzten Zeilen diktiren."

„Das will ich," sagte der Alte, „und will auch den Briefträger machen, denn ich fahre über Hohen-Vietz. Haben Sie alles?"

„Alles."

„Nun denn schreiben wir: „.... Eben ist Doktor Leist hier und versichert uns, es sei keine Gefahr. In zwei Tagen wird unser Kranker

außer Bett und in einer halben Woche so gut wie genesen sein. Dies alles schreib' ich nach dem Diktat des Alten, der diesen Brief selbst mitnehmen will. Punktum, Gedankenstrich. Deine Renate."

Renate sprang auf, schob in heiterer Laune dem Doktor das Blatt zu und sagte: „So, nun haben wir es schwarz auf weiß, und Sie müssen nur noch darunter schreiben „beglaubigt" und Ihren Namen. Aber keinen Doktorkrikelkrakel, sondern deutlich und leserlich für jedermann."

Der Alte that, wie ihm geheißen. Dann erhob er sich, und während ihm Renate wieder in seinen schweren und vielkragigen Mantel hineinhalf, schloß er seinen Besuch mit den Worten: „Und nun noch eines, Ihr Damen. Ich muß die Gesunden bitten, sich über den Kranken nicht zu vergessen. Sonst vertauschen wir blos die Rollen. Also keine Allotria wie Nachtwachen und andere Ueberflüssigkeiten. Tantchen, ich mache Sie verantwortlich. Und übermorgen sehe ich wieder nach. Und nun Gott befohlen."

Sie begleiteten ihn treppab bis an den Wagen, der unter dem Vorbau hielt. Bald zogen die Pferde an, und Renate und die Schorlemmer grüßten dem Alten nach. Eine rechte Sorge war

von ihnen genommen; er hatte so zuversichtlich gesprochen. Gegen Abend kam eine alte Wartefrau, um sie am Bette des Kranken abzulösen, und beide gingen nun in ihre Giebelstube hinüber, um nach zwei schlaflosen Nächten eine ruhige Nacht zu haben.

Renate war müde, Tante Schorlemmer aber rüstig und beweglich wie immer. Sie setzte sich zu ihrem Liebling und zeigte sich geneigt, noch eine Viertelstunde zu plaudern.

„Wie mag es in Gusc aussehen?" fragte Renate. Ach, liebe Schorlemmer, ich sorge mich, von der Tante zu träumen."

„Du wirst es nicht."

„Und wie sie nur gestorben sein mag," fuhr Renate fort. „Ich glaube nicht, daß sie einen christlichen Tod gehabt hat. Und nun sehe ich sie im Sarge liegen, blaß, mit ihrer schwarzen Wittwenhaube, und die Schnebbe daran noch tiefer in die Stirn gerückt als gewöhnlich. Und vor diesem Bilde fürchte ich mich. Es mag nicht recht sein. Aber Dir darf ich es sagen, liebe Schorlemmer, daß ich lieber hier in Bohlsdorf als in Gusc bin. Ist es ein Unrecht?"

Die Schorlemmer streichelte ihr die Hand und sagte: „Wenn es ein Unrecht ist, mein Re-

natchen, so ist es ein kleines. Ich weiß wirklich nicht, ob es unsere Christenpflicht ist, einem Todten in's Gesicht zu sehen. Und sie hatte etwas Unheimliches. Alle die Jesum verachten, haben nichts von seinem Gnadenschein."

„Und was nun aus Guse wird? Es war Allod, und als Kaufgut fällt es nicht an die Pudaglas zurück."

„Ich wüßte schon einen Erben."

„Welchen?"

„Renate von Vitzewitz. Aber Du hättest dann einen andern Namen."

„Geh' doch. Was Du nur sprichst. Ich armes Fräulein und das schöne Gut."

„Ja, mein Renatchen, die Menschen sind nicht immer was sie scheinen, und während Du glaubst, daß ich nur an Grönland und Neu-Herrnhut denke, denk' ich an ganz andere Dinge. Ich habe auch so meine kleinen Passionen und verheirathe die Menschen gern, und wenn ich so in die Zukunft sehe, da seh' ich nichts als ...."

„Nun?"

„Nichts als Hochzeitszüge, kleine und große: Du, Marie, Maline. Selbst für die Eve hab' ich schon gesorgt, trotzdem sie hochfahrend ist, und es eigentlich nicht verdient."

„Und Kathinka?“

„Nein, Kathinka nicht. Die thut alles selbst und braucht meine Vorsorge nicht.“

„Ach, wie beneid' ich Dich, daß Du so hübsches denken kannst. Ich sehe keinen Hochzeitszug. Und jetzt, wo ich mir einen solchen vorstellen will, seh' ich ihn schwarz.“

„Das ist, weil Du mit Deinen Gedanken in Guse bist.“

„Ich glaube, daß Du recht hast, wenigstens wünsche ich es. Ach wie lieb ist es, daß Du bei mir bist. Ich muß an den Abend vor Sylvester denken, wo Du mir die Gespensterfurcht wegerzähltest. Es war die Geschichte von Kajarnak, dem ersten Getauften; Du siehst, ich habe den Namen gut behalten. Aber nun will ich schlafen. Sage mir noch eines von Euren Liedern, ein recht hübsches, keins von den süßen mit Lämmlein und Englein. Die kann ich nicht ertragen.“

„Nun dann wollen wir ein recht festes und kerniges nehmen,“ sagte die Schorlemmer:

„Schau von Deinem Thron,
Vater, Geist und Sohn.“

Renate nickte zustimmend, und die Alte fuhr mit immer leiser werdender Stimme bis an die dritte Strophe fort:

„Reinige mein Herz
Auch mit meinem Schmerz;
Gieb, daß sich mein Eigenwille
Ruhig in dem Deinen stille,
Alles was noch mein,
Eigne Dir allein.“

Sie sprach nicht weiter. Renate hatte die Hände gefaltet, lächelte und schlief.

LVI.

Eine Begegnung.

Die Sonne des nächsten Vormittags schien hell auf die Bohlsdorfer Dächer. Renate war bei der Amtmannsfrau gewesen, um ihr einen Gegenbesuch zu machen, und kam eben von dem Gutshofe zurück, als sie ein herrschaftliches Fuhrwerk vor dem Kruge halten sah. Der Herr, dem es gehörte, ging inmitten der Dorfgasse auf und ab. Er war von hoher Gestalt, trug Pelzrock und Pelzstiefel, und sah von Zeit zu Zeit nach dem Kirchthurm hinauf, dessen grotesk geformte Schneehaube seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Im Näherkommen erkannte Renate den alten Geheimrath.

„Onkel Ladalinski!“ rief sie und eilte ihm entgegen.

Der Geheimrath war ersichtlich befangen, und eine kurze Pause folgte den ersten Begrüßungsworten, bis Renate fragte: „Du bist auf dem Wege nach Guse?“

„Ja, liebe Renate; zum Begräbniß der Tante. Aber was führt Dich in dieses Dorf? Ich erwartete, Dich in Guse zu sehen, Dich und Lewin und den Papa.“

„Du wirst nur den Papa in Guse treffen; Lewin ist hier.“

„Lewin ist hier?“

„Ja, krank und bewußtlos; nun schon den vierten Tag. Die Leute schickten uns einen Boten. Es war denselben Morgen, wo die Nachricht von dem Tode der Tante kam. Papa fuhr nach Guse, ich nach hier. Die Schorlemmer begleitete mich, und wir fanden Lewin, wie wir nach allem, was uns der Bote gesagt hatte, erwarten mußten. Er lag im tiefen Schlaf. Alles ist in Dunkel, und wir rathen hin und her, was ihn in naßkalter Nacht von Berlin fort und hierher geführt haben mag. Ein Knecht fand ihn wie todt neben den Chausseesteinen.“

Der Geheimrath schwieg eine Weile; dann nahm er Renatens Arm und sagte: „So weißt Du von nichts? Ach, Kind, welche Tage haben

wir durchlebt! Kathinka ist fort, und wir werden sie nicht wiedersehen."

Das also war es. Renate sah nun klar, schien aber weniger überrascht, als der Geheimrath bei seinen letzten Worten erwartet haben mochte.

„Kann ich Lewin sehen?" fragte dieser.

„Ja; er liegt oben."

Sie stiegen nun die schmale Treppe hinauf und fanden die Schorlemmer am Bette des Kranken. Sie wollte das Zimmer verlassen, aber der Geheimrath bat sie, zu bleiben. Lewin schlief mit einem Ausdruck, als ob er sich dieses Schlafes freue, und der alte Ladalinski war durch den Anblick erschüttert. Ueber ihn, seit jenem Tage, war kein erquicklicher Schlaf gekommen. Er nahm des Kranken Hand und sagte: „er wird genesen," und in dem schmerzlichen Ton, in dem er diese Worte sprach, klang es begleitend mit: „ich nicht."

So verließen sie wieder das Haus und kehrten auf die Dorfgasse zurück, wo sich inzwischen Alt und Jung um den Chaisewagen und das verdrießlich über die Ledertrommel (als ob es eine Logenbrüstung wäre) hinwegblickende Windspiel versammelt hatte.

„Ich spräche gern noch ein paar Worte mit Dir," sagte der Geheimrath und wies mit leiser Kopfbewegung auf die Dorfleute, die jetzt ihre neugierigen Blicke mehr auf das herzutretende Paar als auf den Wagen zu richten begannen.

„Laß uns in die Kirche gehen," erwiderte Renate, „die Thür ist offen."

Er war es zufrieden. Sie stiegen über die halbverfallene Feldsteinmauer und schritten, an ein paar Gräbern vorbei, auf dieselbe Seitenthür zu, durch die Lewin am Weihnachtsheiligabend eingetreten war.

In der Kirche war alles öde; nur auf den schwarzen Tafeln standen noch die Nummern der Gesangbuchverse, die man am letzten Sonntag gesungen hatte. Ein scharfes Seitenlicht fiel auf das Altarbild: eine Kreuzigung. Maria und Johannes fehlten und nur eine Magdalena lag auf den Knieen und hielt das Kreuz umfaßt. Es war ein häßliches Bild aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, am häßlichsten die Magdalena. Sie trug ein hohes Toupé von rothblondem Haar, in das große Perlen eingeflochten waren. Der Ausdruck sinnlich und roh. Den Geheimrath verdroß es; er wandte sich ab und suchte nach einem Platz in der Kirche,

der ihm Sicherheit vor diesem Anblick gewähren mochte. Er fand ihn auch. Zur Seite des Altars, in eine Ecke geschoben, standen vier alte Chorstühle, die, nach ihrem Schnitzwerk zu schließen, noch aus der katholischen Zeit stammten und bei einer Renovirung der Kirche hier seitab ein Unterkommen gefunden hatten. Der alte Ladalinski zeigte darauf hin, und sie nahmen die beiden vordersten ein.

Jeder scheute sich, von Kathinka zu sprechen. So stockte das Gespräch, noch ehe es recht begonnen. Endlich faßte sich Renate und sagte: „Ich vermisse Tubal; er war der Liebling der Tante, und nun fehlt er an ihrem Grabe."

„Und doch war es ein richtiges Gefühl, was ihn zurückhielt," erwiderte der Geheimrath.

Renate sah ihn fragend an.

„Ein richtiges Gefühl," wiederholte dieser nach einer Pause, „das Gefühl einer Mitschuld. Ach, meine theure Renate, die Schuld, die wir auf uns laden, tragen wir nicht allein. Andere sind gezwungen, sie mitzutragen. Und Tubal empfindet das. Er wollte niemand von Euch sehen, nicht Lewin und nicht Dich."

„Und doch hätt' er sich überwinden sollen," sagte Renate. „Und daß er es nicht that, Onkel

Ladalinski, das kann ich ihm nicht zum Guten rechnen, wenigstens nicht zum Guten allein. Er gab einem feinen Gefühle nach und mißtraute dem unsrigen. Das war nicht recht, sonst hätt' er wissen müssen, daß wir solche Mitschuld nicht gelten lassen und ihr Bekenntniß nicht annehmen würden."

Sie schwieg einen Augenblick; dann fragte sie, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Weißt Du, wie die Tante starb?"

„Nein, ich hörte nichts. Alles, was ich erfuhr, erfuhr ich aus einer kurzen Anzeige Deines Vaters. Ich war erschüttert, denn sie hatte meinem Herzen nahe gestanden, und ich mußte mich aufrichten an der Vorstellung dessen, was ihr durch diesen raschen und unerwarteten Tod erspart geblieben ist. Denn sie liebte nicht, ihre Pläne durchkreuzt zu sehen. So durchkreuzt!" Er schwieg eine Weile und setzte dann hinzu: „Und ihre Pläne, Renate, waren meine Wünsche. Alles, was davon noch übrig ist, leg' ich in Deine Hand."

Renate blickte vor sich hin und erröthete. Dann aber sagte sie rasch und in beinahe heiterem Tone: „Oheim Ladalinski, laß mich offen sein. Ich darf es. Du pochst nicht an die

rechte Thür, und Du weißt es auch; was Du freundlich in meine Hand legen möchtest, das liegt in einer anderen."

„Nein, Renate, es liegt bei Dir. Ein Herz zwingt das andere. Und ich weiß ...."

Sie schüttelte den Kopf und wollte antworten; aber beide hörten jetzt draußen ein Kratzen an der Thür, und im nächsten Augenblicke kam das Windspiel den Mittelgang der Kirche herauf, stellte sich, mit unruhiger Kopfbewegung, bellend und klingelnd vor den Geheimrath und lief dann wieder auf den Seiteneingang zurück, immer sich umblickend, ob sein Herr auch folge.

„Kutscher und Diener werden ungeduldig," sagte der alte Geheimrath; „wir müssen abbrechen."

Damit verließen beide die Kirche und schritten wieder über den Kirchhof auf den Wagen zu, in den das Windspiel eben hinein gehoben wurde. Der Geheimrath nahm seinen Platz neben demselben und streichelte es, während er die Rechte Renaten zum Abschied reichte.

„Ich danke Dir für unser Gespräch; behalt' es in gutem Gedächtniß. Ich bitte Dich darum."

Damit trennten sie sich. Renate trat unter den Vorbau des Kruges und sah dem Wagen nach. Ihre Gedanken waren bei Tubal, und sie

suchte sich das Bild desselben vorzustellen; aber es waren immer die Züge Kathinkas, die sie sah.

„Sind sie einander so ähnlich?“ fragte sie sich und stieg die Treppe hinauf.

Eine Stunde später brachte die Krügersfrau das Essen, legte das Tischtuch und entschuldigte sich einmal über das andere, daß es so spät geworden sei, aber „der kräpsche Junge“ habe nicht schlafen wollen. Sie wisse nicht, von wem er es habe, von seinem Vater sicherlich nicht, denn der schlafe zu viel. Ihre Sprechweise, während sie so plauderte, war über ihren Stand, dabei ziemlich zwanglos und nur mitunter, wenn sie lebhafter wurde, entschlüpfte ihr ein plattdeutsches Wort.

Tante Schorlemmer und Renate hatten Platz genommen und rückten einen dritten Stuhl an den Tisch.

„Sie müssen bleiben,“ sagte Renate, „und sehen, wie gut es uns schmeckt. Denn Sie führen eine gute Küche, das hab' ich gleich gestern heraus gefunden. Der Kleine schläft, da haben Sie Zeit und können uns etwas erzählen. Wir sind nun schon fast zwei Tage hier und haben noch nicht einmal Ihren Namen erfahren.“

„Ich heiße Kennitz .. das heißt mein Mann.“

Sie sagte dies in einem Tone, der andeuten sollte, daß ihr väterlicher Name um einen Grad höher gewesen sei.

Renate verstand es auch so und fuhr deshalb fort: „Sie sind gewiß aus der Stadt? Aus Alt-Landsberg oder Müncheberg?“

„Nein, das nicht; ich bin von hier. Mein Vater hatte die Schule und als ich bei Pastor Lämmerhirt eingesegnet war, da kam ich auf's Amt. Denn wir waren drei Mädchen und ich bin die mittelste; Christiane hatte den Marzahn'schen Müller geheirathet und Mariechen, was unsere jüngste ist, ist noch zu Hause, denn unsere Mutter lebt noch.“

„Und da sind Sie wohl immer auf dem Amt gewesen?“ fragte Renate.

„Ja, bis vor anderthalb Jahren. Ich hatt' es gut. Die junge Frau war das einzige Kind, und wir waren immer zusammen, und da sah und hört' ich alles. Der jetzige Amtmann hielt es mit der Mutter und hat sich hinein geheirathet; er war erst blos Verwalter. Und man merkt es auch noch; auf dem Hof hat er das große Wort, aber in der Stube ist er mäuschenstill, denn die Mutter hat das Regiment und die Tochter lernt es jeden Tag besser.“

„Und Ihr Mann, liebe Frau Kennitz, der war wohl auch auf dem Amt?"

„Ja, er war der Meier. Er diente schon das siebente Jahr und sah mir immer nach den Augen, daß ich lachen mußte. Und erst wollt' ich ja nicht, aber da sagte mir der Pastor Lämmerhirt, „ich sollte mich nicht um mein Glück bringen." Da nahm ich ihn denn, und es thut mir auch nicht leid, denn er ist gut gegen mich, und nun gar der Junge, Sie glauben nicht, wie er das Kind liebt. Da muß man denn schon ein Auge zudrücken."

„Das muß eine gute Frau immer," sagte die Schorlemmer und hob in freundlicher Ermahnung ihren Zeigefinger. „Eine gute Frau muß die Augen immer aufhaben, aber sie muß sie auch zuzumachen verstehen, je nachdem. Sie muß alles sehen, aber sie muß nicht alles sehen wollen."

Die Krügersfrau, die nach Art der Dorfleute bei Sehen und Nichtsehen immer nur an Liebesgeschichten dachte, mißverstand die sehr anders gemeinten Worte Tante Schorlemmers und antwortete lachend: „Ach, so 'was ist es ja nicht; da käm' er mir auch recht."

„Nun, was ist es denn?" fragte Renate neugierig.

„Ja, was ist es, Fräuleinchen? Ich schäme mich fast, davon zu sprechen. Er schläft immer, und das soll nicht sein. Des Abends, wenn die Gaststube leer ist, les' ich ihm eine Gesangbuchepistel vor, so bin ich groß gezogen, so war es bei meinem Vater selig und so war es auch auf dem Amt. Und wenn auf dem Amt auch keiner recht hinhörte, so thaten sie doch so. Aber mein Kemnitz schläft. Eine Zeit lang hab' ich ihn lesen lassen, bis ich sah, daß es auch nicht ging. Er hat immer den Sandmann in den Augen."

„Das ist aber doch nichts Schlimmes, meine liebe Frau Kemnitz," sagte Renate.

„Doch, gnädiges Fräulein," erwiderte die Krügersfrau. „Und wenn er blos schliefe, wenn er schläft; aber er schläft auch, wenn er wach ist. Und das ist das Allerschlimmste. Er vergißt alles, er hat gar keinen Merk. Sehen Sie, letztes Vogelschießen, da hatten wir das Haus voll, alle Stuben, und ich war oben und unten, in Küche und in Keller, und wir verschenkten einen halben Anker Wachholder. Ja, verschenkt haben wir ihn, denn mein Kemnitz vergaß die Kreidestriche und als er sie zuletzt machte, so nach Gutdünken, weil er sich vor mir fürchtete, da waren sie falsch, und wir hätten noch Streit und

böse Nachrede gehabt, wenn ich nicht, als der Lärm eben anfing, dazu gekommen wäre. Da fuhr ich denn mit meinem Aermel über die ganze Rechnung hin und sagte: „es ist alles frei gewesen," und brachte jedem ein Extraglas, und that, als ob es mich freute, denn die Bauern sind sehr schwierige Leute. Aber in der Nacht hab' ich meine blutigen Thränen geweint."

Die Krügersfrau hatte sich so hinein gesprochen, daß ihr noch in der Rückerinnerung wieder die Thränen in die Augen kamen, aber sie fühlte auch zugleich, daß Reden und Aussprechen der beste Trost sei, und so fuhr sie fort: „Und wenn es noch so wäre wie den vorvorigen Sommer. Aber da haben wir ja jetzt den „rothen Krug", keine hundert Schritt vom Dorf, nach Taßdorf zu. Ostern fing er an zu bauen, Pfingsten war alles unter Dach und Johanni zog er ein. Er heißt Bindemeier und ist ein verdorbener Stellmacher; ein schlechter Mensch, der immer abbrennt und immer in Scheidung lebt. Er hat nun schon die dritte Frau; aber die Kinder sind von der ersten, auch die Line, die morgen Hochzeit macht."

„Hochzeit, wen heirathet sie denn?" fragte Renate.

„Einen Dahlwitzer Bauerssohn. Erst sollt' es ja nicht sein. Der Alte drüben wollte nicht, denn er ist geizig und hat den Bauernstolz. Aber da ging ja die Line nach Dahlwitz und hat den Alten so mitbehext, daß er jetzt Stein und Bein schwört, wenn der Junge sie nicht nähme, so wollt' er sie selber nehmen, denn er ist ein Wittwer."

„Ist sie denn so hübsch?"

„Nein, hübsch ist sie nicht; aber sie hat so ein Wesen. Und von wem hat sie's? Vom Vater hat sie's. Und das ist es ja eben. Denn sehen sie, Fräuleinchen, er hat blos die Schankgerechtigkeit und ist gar kein richtiger Krüger, wiewohlen er den „rothen Krug" hat; aber das muß wahr sein, das Krügern versteht er. Und mein Kennitz versteht es nicht. Der kreidet gar nicht an und der andere doppelt. Und keiner, der in den rothen Krug kommt, merkt es, weil er jedem zum Munde redet und immer eine Geschichte hat."

„Und möchten Sie tauschen?" fragte jetzt Renate, „und einen Mann haben, wie den im rothen Krug?"

„Um Gottes Willen nicht," erschrak die Krügersfrau, „da hätt' ich ja keine ruhige Stunde mehr."

„Sehen sie, da haben wir das Geständniß Ihres Glücks. Sie haben den Frieden des Gemüths, der das Beste ist. Lassen Sie Ihren Mann nur ruhig schlafen; er ist ein guter Mann, und das ist gerade genug. Schläft er viel, so müssen Sie viel wachen; das hebt sich dann. Etwas fehlt immer, und irgendwo drückt der Schuh einen jeden; den einen hier, den andern da."

Die Krügersfrau seufzte: „Das hat mir Pastor Lämmerhirt auch gesagt," und dabei erhob sie sich und schob die Teller zusammen. Aber auf ihr erstes Wort zurückkommend, setzte sie hinzu: „ein schläfriger Mann ist doch nicht gut, das laß ich mir nicht nehmen."

Und damit verließ sie das Zimmer. —

„Weißt Du, an wen ich habe denken müssen?" fragte Renate.

„Gewiß; an Maline."

„Nur daß der junge Scharwenka nicht schläfrig ist. Vielleicht zu wenig."

„Da drückt der Schuh am andern Ende," schloß die Schorlemmer.

Renate nickte, und müde von den Anstrengungen dieser Tage warf sie sich auf ihr Bett, um eine Stunde zu schlafen. Die

Schorlemmer deckte sie mit einem Mantel zu und ging in das andere Zimmer hinüber. Hier setzte sie sich zu Häupten Lewins und begann an einem Strickzeug zu stricken, das sie sich von der Krügersfrau geborgt hatte, denn ihre Hände konnten nicht ruhen.

Als die Sonne schon im Sinken war, brachen Renate und die Schorlemmer auf, um einen Spaziergang zu machen, wozu die Luft und die Beleuchtung aufforderten. Sie gingen die nach Taßdorf führende Pappelallee hinunter, an dem „rothen Kruge" vorbei, wo schon alles in hochzeitlicher Vorbereitung war. Keines sprach; endlich sagte die Schorlemmer, als ob sie wisse, daß Renatens Gedanken denselben Weg machten: „Und nun so weggenommen, ohne Vorbereitung und ohne Abendmahl, und nichts in Händen als ein französisches Buch. Darauf hin wird einem nicht aufgethan."

Sie waren stehen geblieben und sahen jetzt über einem dunkeln Waldstreifen den Mond aufgehen, blaß und silbern.

„Dorthin liegt Guse," sagte Renate.

Die Schorlemmer bejahte.

„Ich glaube, sie begraben sie jetzt. Mir ist, als hörte ich das Singen.

„Möge Gott ihrer Seele gnädig sein!“

Und beide falteten die Hände und gingen in das Dorf zurück.

LVII.

„So spricht die Natur.“

Die Nacht über hatten abwechselnd die Krügersfrau und eine alte Frau aus dem Dorfe bei Lewin gewacht; nun war es neun Uhr früh, und Renate und die Schorlemmer saßen wieder an seinem Bette. Er schlief unruhiger als die Tage vorher, und einzelne, freilich nur halb verständliche Worte kamen von seinen Lippen. In dem Zimmer lag ein heller Morgenschein, und das Eis schmolz von den Scheiben. Sonst war nichts hörbar, als das Zwitschern eines Zeisigs und das Klappern von Tante Schorlemmers Nadeln. So verging eine halbe Stunde, während welcher die Frauen vor sich hin oder auf den Kranken sahen. Jetzt traf die Sonne sein Gesicht, und Renate flüsterte: „Sieh, er träumt. Und etwas Freundliches muß es sein.“ Und ehe die Schorlemmer antworten konnte, gingen draußen die Glocken, und Lewin erwachte. Sein erster Blick fiel auf die Schwester. Er erkannte sie und sagte: „Renate.“

Diese war aufgesprungen, nahm ihn in ihre Arme und rief einmal über das andere: „Mein lieber, lieber Lewin.“ Tante Schorlemmer strickte weiter, aber ihre Lippen zuckten. Als Lewin sie bemerkte, nickte er ihr zu und gab ihr die Hand.

Es war ersichtlich, daß er noch sehr matt war. Sie legten ihm ein Kissen in den Rücken, so daß er mehr saß als lag, und sein Auge lief nun im Zimmer umher, um sich zurecht zu finden.

„Wo bin ich?“

Sie nannten ihm den Namen des Dorfes. Er schüttelte den Kopf, schien sich aber zu besinnen, und fragte dann: „Wo ist Papa?“

„In Guse.“

„In Guse? Warum in Guse?“

Renate und die Schorlemmer sahen einander an und wußten nicht, was antworten. Aber Renate faßte sich bald und sagte ruhig:

„Tante Amèlie ist todt.“

„So, so .... wie alt war sie?“

Es blieb bei der Frage, denn sein Bewußtsein begann wieder zu schwinden, und einen Augenblick später lag er abermals in tiefem Schlaf. Und doch war er dem Leben wieder-

gegeben, er hatte gesprochen, und beide Frauen reichten sich in freudiger Bewegung und wie zum Ausdruck ihres Dankes die Hand.

So war eine halbe Stunde vergangen, als die Krügersfrau in sichtlicher Erregung eintrat. „Eben kommt der Zug," rief sie, und vergaß, was sie doch sonst immer that, ihre Stimme zu dämpfen. „Die Orgel spielt schon. Und die Jung'schen vom Amt sind auch mit dabei. Schlimm genug. Nur die Alte nicht, die hält zu uns. Jott, Jott, ich zittre."

„Aber so machen Sie doch, liebe Frau Kennitz, daß Sie den Zug nicht versäumen oder wenigstens mit in die Kirche kommen," sagte die Schorlemmer, und drängte die Krügersfrau gutmüthig auf die Thüre zu.

„Ich kann ja nicht," lamentirte diese. „Wir sind ja Feindschaft. Und die Leute würden mit Fingern auf uns zeigen und sagen, daß wir ihnen das Glück wegwünschten. Nein, das geht nicht."

„Ich möchte die Braut schon sehen," sagte Renate.

„Ach, Fräuleinchen, deshalb komm' ich ja eben. Hübsch ist sie nicht, aber wie ich Ihnen schon sagte, sie hat so 'was. Und dann erzählen

Sie mir nachher, wie sie aussah. Jott, ich weiß nicht, was ich drum gäbe. Ja, Fräuleinchen, Sie müssen die Braut sehen und die liebe Tante Schorlemmer, wenn ich Sie so nennen darf, auch. Vier Augen sehen mehr als zwei. Ach, da kommen sie schon; das ist die Musik, und ich darf nicht einmal ans Fenster. Und wenn ich auch dürfte, der Zug könnt ja nicht vorbei. Und warum nicht? Blos weil sie denken, wir haben ihnen Häckfel über den Weg gestreut."

Renate sah der Schorlemmer nach den Augen, ob sie es auch recht fände. „Geh nur, Kind," sagte diese, „ich komme mit. In der Kirche sein bringt nie Schaden. Du siehst Dir die Braut an, und ich weiß schon, was ich zu thun habe."

Die Krügersfrau war hocherfreut, lief hin und her und bedankte sich abwechselnd bei der Schorlemmer und bei Renaten. Dann brachte sie zwei dicke Porst'sche Gesangbücher, die in Sammet gebunden und mit Metallzwingen zugehalten waren, und versprach einmal über das andere, bei dem Kranken bleiben zu wollen. „Hier hab ich was zu thun," schloß sie, „und dabei vergeht mir die Zeit und ist mir am wohlsten. Es soll ihn keine Fliege stören."

Renate und die Schorlemmer aber nahmen ihre Mäntel um, sahen noch einmal auf Lewin, der ruhig weiter schlief und verließen das Zimmer, während sich die Krügersfrau an das Fußende des Bettes setzte.

Sie konnten noch nicht über die Straße sein, als die Glocken zum dritten Mal zu läuten begannen. Endlich aber wurd' es still. „Nun singen sie," sagte die Frau vor sich hin. „Jott, Jott, ich hätte sie so gern gesehen; er soll ihr eine silberne Kette geschenkt haben mit Schloß und Schieber. Er kann es; hat sie doch den Alten mit in der Tasche. Ein freches Ding, und dabei rothes Haar und Sommersprossen. Aber ich will nichts gesagt haben; sie steht jetzt vorm Altar. Und vielleicht ist sie nicht so schlimm. Jott, gieb ihr Deinen Segen und uns auch. Denn auf Kemnitz ist kein Verlaß. Und ich kann ja doch nicht alles alleine machen."

Während sie noch diesen Stoßseufzer betete, schlug Lewin, ohne vorher einen unruhigen Schlaf gezeigt zu haben, beide Augen auf und sah die Krügersfrau freundlich an. Er war durch die letzte Stunde Schlaf ganz ersichtlich gestärkt worden. „Wo ist Renate?" fragte er. „Ich meine das Fräulein."

„In der Kirche, junger Herr. Und die liebe Tante Schorlemmer auch. Ich bin eigentlich Schuld, ich habe sie fortgeschickt; das heißt, ich habe sie darum gebeten. Denn wir haben heute eine Trauung; die Line vom „rothen Krug". Sie hat einen Bauerssohn weggeschnappt, einen aus Dahlwitz. Na, ich gönn' es ihnen."

So schwatzte sie weiter.

Lewin hatte sich inzwischen aufgerichtet und schien Antheil an allem zu nehmen. Wer ihn aber schärfer beobachtet hätte, hätte sehen müssen, daß er mehr auf das Gezwitscher des Zeisigs als auf das Geplauder der Krügersfrau hörte. Endlich wandte er sich an diese und sagte: „Ich habe Hunger."

„Weiß schon," antwortete die Kemnitzen, und als sie noch ein paar Fragen gethan hatte, wußte sie ganz genau, was der Kranke wolle, und lief in die Küche. Hier brannte, wie herkömmlich, das Feuer auf dem Herd; sonst aber hatte sie jegliches selbst zu beschaffen, da das Gesinde drüben in der Kirche war. Sie nahm eine Kasserolle vom Rauchfang, dann einen Mörser, und begann mit viel mehr Lärm als nöthig gewesen wäre, zu klappern und zu

stoßen. Sie schien sich in diesem Lärmen zu gefallen. Als sie nun aber durch die Küchenthür wahrnahm, daß Kennitz schläfrig hinter einen Fensterpfeiler hockte und auf die Dorfstraße sah, wo doch nichts zu sehen war, rüttelte und schüttelte sie ihn, zwang ihm ohne weiteres den Mörser in die Hand, und rief ihm ärgerlich und auf plattdeutsch zu: „Stött en beten."

„Wat denn, Lene?"

„Rük et; sunnst brukst Du't nich to weeten." Und hiermit war sie schon wieder bis an die Küchenschwelle. Kennitz aber, in den verschiedenen Pausen, die er sich gönnte, konnte deutlich hören, daß sie sich draußen an dem Tellerschapp zu schaffen machte.

So war eine gute Zeit vergangen, als das wiederbeginnende Orgelspiel anzeigte, daß die Ceremonie drüben zu Ende sei. Die Kirchenthüren wurden geöffnet, und unter Vorantritt der Musik setzte sich der Hochzeitszug wieder in Bewegung. Mit unter den letzten, die die Kirche verließen, waren Renate und Tante Schorlemmer, die neben dem Orgelchor einen guten Platz gefunden hatten. Sie besprachen Pastor Lämmerhirts Rede, die der Schorlemmer nur wenig gefallen hatte. Renate dachte milder darüber.

Als sie den Krug erreichten, fuhr auch Doktor Leist wieder vor.

Dieser war dem Zuge begegnet und in bester Laune. „Das bedeutet Glück!“ rief er den beiden Damen zu, und trat mit ihnen zugleich in den Flur. Das erste, was ihnen hier begegnete, war die Krügersfrau in Person. Sie kam die Treppe herunter und hielt ein Brett in Händen, auf dem Teller und Löffel lagen.

„Wie geht es?“ fragte Renate.

„Gut, Fräuleinchen.“

„Ist er wach?“

„Ja.“

„Nun erzählt, liebe Frau,“ sagte Dokter Leist. „Was hat es gegeben?“

„Nun, das gnädige Fräulein waren noch nicht lange fort, und der Prediger drüben konnte noch kaum angefangen haben, da schlug er die Augen auf. Ich meine der junge Herr.“

„Und was sagte er?“

„Er fragte nach dem gnädigen Fräulein, und als ich ihm alles erzählt hatte, auch von der Line und ihrer Hochzeit, da sah er mich groß an und sagte: „Ich habe Hunger.“ Und da dacht' ich ja nu gleich an alles, was uns Dokter Leist gesagt hatte, und fragte blos, was er haben

wollte, und nannte ihm wohl zehnerlei. Es war aber immer nicht das Rechte, und er schüttelte den Kopf einmal über das andere und wurde verdrießlich. Zuletzt aber sagte er: „Jetzt hab' ich's." Und was war es? Können Sie sich's denken, Fräuleinchen, eine Suppe war es. Und noch dazu eine Bierfuppe. Und da fragt' ich ihn blos: „wie denn, junger Herr, mit Karwe oder mit Ingwer?" Und da lachte er still vor sich und sagte: „mit Ingwer."

„Mit Ingwer," widerholte der alte Leist. „Da haben wir die Genesung. Es war ihm nicht gleichgiltig, so oder so. Nein, mit Ingwer. Ja, meine Damen, so spricht die Natur. Ich gratulire Ihnen und uns allen, und nun lassen Sie uns den Kranken sehen."

Sie stiegen nun wieder treppauf, und fanden Lewin aufrecht im Bette sitzend. Er erkannte den Doktor; als er aber die Linke heben wollte, um sie ihm zu reichen, sank sie matt auf das Bett zurück.

„Wie geht es, Lewin?"

„Ich denke, gut."

„Ich denke, gut! Das ist mir nicht gut genug. Wie schmeckte die Suppe?"

„Gut."

„Das ist recht. So muß es heißen. Nichts von Kopfweh?"

„Nein."

Der Doktor nahm jetzt selber die Hand und zählte den Puls. Als er damit geendet hatte, sah er, daß der Kranke vor Erschöpfung wieder eingeschlafen war. „Stören wir ihn nicht."

So verließen sie das Zimmer, und nahmen erst draußen auf der Treppe das Gespräch wieder auf. „Es geht alles wie es soll. Krisis überstanden; alle Zeichen der Genesung da. Kein Fieber; nur matt, matt. Aber jede Stunde Schlaf bringt ihn um eine Woche weiter. Morgen wird er aufstehen wollen, und übermorgen kann er reisen."

„Und wir?"

„Wir reisen morgen schon und bestellen ihm Quartier," antwortete der Doktor.

„Und schicken ihm Krist und den Planschlitten."

„Getroffen. Den wollt' ich eben empfehlen." Und einen tüchtigen Häckselsack in den Rücken. Denn im Kreuz wird es noch fehlen."

Damit hatten sie den Unterflur erreicht und standen vor der Gaststube, in der dem Doktor noch ein Warmbier vorgesetzt werden sollte. Aber er dankte, „denn er müsse noch bis Reitwein."

Und als die Krügersfrau nichtsdestoweniger fortfuhr, in ihm zu dringen, schnitt er endlich jede weitere Verhandlung durch das Wort „Wöchnerin" kategorisch ab. Das half. Tante Schorlemmer wurde noch verlegener als Renate.

Unter dem Vorbau hielt bereits der Wagen des Alten. Er schickte sich eben an hinaufzusteigen, als er seinen Fuß von dem Tritteisen wieder zurückzog. „Der alte Leist wird alt; hätte die Hauptsache beinahe vergessen," und dabei begann er in den Tiefen seiner Manteltasche herum zu suchen. Endlich fand er ein dickes rothledernes Notizbuch, das zugleich als chirurgisches Besteck diente, und nahm einen Brief heraus. „An Renate von Vitzewitz."

Nun erst stieg er auf. „Auf Wiedersehen in Hohen-Vietz." Renate und die Schorlemmer erwiderten seinen Gruß.

Der Brief aber war von Marie.

LVIII.

Genesen.

Und es kam alles, wie Doktor Leist gesagt hatte. Am andern Morgen verlangte Lewin aufzustehen, und fühlte sich trotz aller Mattigkeit

doch kräftig genug das Zimmer zu verlassen, und unter dem Vorbau von Renate und Tante Schorlemmer Abschied zu nehmen. Es war des Krügers Gespann; Kennitz selber fuhr. Er zeigte sich quicker als seine Gewohnheit war, und als Renate auf ihn hinwies und der Krügersfrau ein gutgemeintes Wort über seine Raschheit ins Ohr flüsterte, sagte diese nicht ohne einen gewissen Stolz: „O, er kann schon. Aber er läßt es an sich kommen. Und das ist es eben.“ In der nächsten Minute nahmen beide Damen ihre Plätze; Kennitz hakte das Schutzleder ein, und stieg nun auch seinerseits über das Rad weg auf den Kutschersitz ohne Lehne. Noch ein Händedruck, und der Wagen verschwand an der andern Seite der Kirche.

Lewin ging in sein Zimmer zurück. Er hatte sich mehr angestrengt, als seine Kräfte zuließen, und warf sich jetzt angekleidet auf's Bett, nicht um zu schlafen, wohl aber um zu ruhen. Allerhand Bilder zogen an ihm vorüber, wechselnd und phantastisch, aber immer eines aus dem andern sich gestaltend. Er sah Frau Hulens dunkle Küche und den kleinen Wachsstock, den er in der Herdasche mit so viel Mühe angezündet hatte, und aus dem Wachsstock ward eine Kerze,

und aus der Kerze wurden zwölf Kerzen, und alle zwölf brannten zu beiden Seiten eines Sarges, darin lag die Tante, die schwarze Wittwenhaube tief in die Stirn gerückt. Und neben dem Sarge standen kleine Cypressenbäume, die wuchsen und wuchsen hoch wie Pappeln, und nun war es eine Pappelallee, und zwischen den Pappeln kam ein Wagen rasch herangefahren, dem lief er nach und wollte rufen, aber die Stimme versagte.

Alles dies kam und ging, und kam wieder, ohne daß es ihn ernstlich beunruhigt hätte. Ein Druck lag auf ihm, bleiern aber schmerzlos, und unter dem Einfluß einer beinahe süßen Betäubung wurde das Nächstliegende wie in weite Ferne gerückt, und das Wirkliche zum Traum. Erregungen der Phantasie, nichts weiter, und von Empfindungen nur eine: die Sehnsucht nach Hohen-Vietz.

Und nun war wieder ein Tag und eine Nacht vergangen; der helle Morgen schien in die Fenster, und es mochte die zehnte Stunde sein. Krist, der bald nach Mitternacht mit dem Planschlitten und einer ganzen Winterausstattung von Pelzröcken, Shawls und Filzstiefeln eingetroffen war, war bereits im Stalle beschäftigt, den

beiden Braunen die Sielen und die Geläute aufzulegen, und die Krügersfrau stand in der Stallthür, eben so sehr, um selbst noch zu erzählen, wie um Hohen-Vietzer Neuigkeiten gegen ihre Bohlsdorfer einzutauschen.

Lewin saß reisefertig in seinem Zimmer, während diese Gespräche geführt wurden. Er hatte schon einen Morgenspaziergang gemacht, nicht ins Freie hinaus, nur in die Kirche hinüber, um noch einmal den Grabsteinspruch zu lesen, den er längst auswendig wußte. Seit einer halben Stunde war er von da zurück und hielt ein zusammengefaltetes Blatt in Händen, dessen Inhalt ihn zu beschäftigen schien. Es war Marie Kniehase's Brief, den er sich am Tage vorher, im Momente von Renatens Abreise, von dieser erbeten hatte. „Ich will ihn doch noch einmal überfliegen," sagte er, beugte sich gegen das Fenster vor und las mit halblauter Stimme:

„Liebe Renate!

Deinen Brief habe ich gestern Abend, wo Doktor Leist bei uns vorfuhr, erhalten. Um mit ihm noch persönlich zu sprechen, dazu war keine Zeit; er wollte bei der späten Stunde gleich weiter. Ich las und lief dann in meiner

Herzensfreude zum Pastor, der kaum weniger freudig bewegt war als ich. Und doch ist es etwas Trauriges. Du schreibst: „Warum er Berlin verlassen hat?“ und fügst dann hinzu: „Darüber habe ich nur Vermuthungen, und auch diese kaum.“ Ach, meine liebe Renate, ich weiß es, und in Traum und Wachen habe ich diese Stunde kommen sehen.

Hier ist alles still, viele Bauern und ihre Frauen sind zum Begräbniß Deiner Tante hinüber. Denn sie war doch auf ihre Art beliebt, und jeder sprach von ihr. Auch Seidentopf ist seit einer Stunde fort. Er will erst nach Guse, dann nach Küstrin und Hohen-Ziesar, und wir erwarten ihn erst am Schluß der Woche zurück. Welche seltsame Trauerversammlung wird um den Sarg der Tante stehen! Vamme, Rutze, Doktor Faulstich. Und denke Dir, auch Jeetze trauert. Es rührte mich fast, als ich ihn heute sah. Er hat ein paar schwarze Gamaschen hervorgesucht „noch von der gnädigen Frau her,“ sagte er, und einen Flor.

Meine Gedanken sind beständig bei Euch; sie wandern von einem Giebelzimmer in das andere, und mir ist immer als kennte ich das Dorf. Es ist dasselbe, von dem uns Lewin am

ersten Feiertage erzählte, und ich sehe noch alles vor mir: den Christbaum mit der jungen hübschen Krügersfrau und den Blondkopf, und dann die dunkle Kirche mit der Stehleiter am Altar und der kleinen Handlaterne. Und vor dem Altar liegt der Grabstein mit dem schönen Spruch, den ich mir seitdem wohl hundert Mal vorgesprochen habe. Mir ist dann immer, als wüchse ich und könnte fliegen."

Hier hielt Lewin einen Augenblick inne und wiederholte sich die Worte: als wüchse ich und könnte fliegen. „Wie gut sie es trifft," setzte er hinzu. Dann nahm er das Blatt, das er aus der Hand gelegt hatte, wieder auf und las bis zu Ende.

„Gebe Gott, daß sich des alten Leist Prophezeihungen erfüllen; er hat versprochen, diese Zeilen wieder mit zurückzunehmen, und ich schicke sie durch Hoppenmarieken nach Lebus. Sie wartet draußen und stößt mit ihrem Stock auf die Flurfliesen, ein Zeichen, daß sie ungeduldig wird. Ich fürchte mich viel zu sehr vor ihr, um ihre schlechte Laune noch wachsen zu lassen. Und so lebe denn wohl, meine einzig geliebte Renate, mein Glück, mein Stolz und meine Zuversicht. Grüße die Schorlemmer, und wenn Lewin die

Augen aufschlägt, so denke recht innig auch an mich. Dann fühl' ich es in meinem Herzen.

Deine Marie."

Lewin, als er zu Ende gelesen, erhob sich und trat an den Zeisigbauer, um dem Vögelchen, das ihm die langen Stunden des voraufgegangenen Tages so freundlich weggezwitschert hatte, zu Dank und Abschied ein Zuckerstückchen zwischen die Stäbe zu stecken.

Er wollte sich eben wieder setzen, als Krist eintrat, um zu melden, daß alles fertig und der Schlitten vorgefahren sei. Zugleich bepackte er sich mit der ganzen Winterausstattung, die unangerührt auf der Bettdecke liegen geblieben war, und stapfte wieder treppab, während Lewin ihm folgte. Auf der Thürschwelle blieb dieser noch einmal stehen und sah in das Zimmer zurück. Er war nicht erschüttert, auch nicht eigentlich bewegt, (die Nachwehen der Krankheit hielten ihn noch in ihren Banden), aber aller Apathie zum Trotz empfand er doch deutlich, was ihm die hier verbrachten Tage gewesen waren, und daß ein Leben hinter ihm versank und ein anderes begann.

Unten stand die Krügersfrau. Kennitz war noch nicht zurück, aber ihr Prachtstück, den Blond-

kopf hielt sie auf ihrem Arme. Sie konnte sich zum Abschiede nicht besser präsentiren, wußt' es auch, und lachte herzlich und gefallsüchtig, bis ihr Lewin die Hand reichte und Dankesworte sprach, wobei sie sofort ebenso leidenschaftlich wie krampfhaft zu schluchzen begann. Denn trotzdem sie auf dem Amte hochdeutsch erzogen, und im Konfirmandenunterricht bei Pastor Lämmerhirt viel spruchfester gewesen war als ihre kleine Freundin, so hatte sie sich doch die naturkindliche Kraft bewahrt, in jedem passend erscheinenden Moment einen Strom von Thränen vergießen zu können. Lewin, der diese Naturkraft von den Hohen-Vietzer Bauerfrauen her kannte, machte nicht mehr davon, als es werth war, streichelte das Kind, das mit der Hand freundlich nach ihm haschte, und stieg dann hinter den Pferden fort auf die Deichsel des Schlittens. „Und nun vorwärts; Krist." Dabei drückte er sich bequem in die zu einer Rückenlehne fest zusammengepackten Strohbündel, und in raschem Trabe ging es um die Kirche herum, an den nächsten Gehöften vorbei, in die sonnenbeschienene Landschaft hinein.

Es war ein wundervoller Tag, frisch und doch nicht kalt; am Horizont standen dunkle

Streifen Tannenwald, und dazwischen zeigten sich die Spitzthürme verschiedener Ortschaften und Dörfer. Einige davon wurden passirt, und Krist, der hier allerlei Freundschaft hatte, sprach ein Wort oder hielt auch wohl an, um seine Pfeife wieder in Brand zu bringen. Lewin aber genoß der wundervollen Luft, und fühlte sich mit jedem Athemzuge mehr und mehr genesen; seine Nerven belebten sich wieder, und der Druck schwand, der bis dahin auf ihm gelegen hatte. Immer freundlicher wurden die Bilder, er gedachte Seidentopfs, und es war ihm, als zöge er dem Frieden entgegen.

So vergingen die Stunden; schellenläutend trabten die Pferde dahin, und schon neigte sich die Sonne zum Untergang.

Vier Uhr war vorüber, als sie vor dem Dolgeliner Kruge hielten. Gerade gegenüber war die Pfarre. Lewin stieg ab, um drinnen in der Krugstube einen Imbiß zu nehmen; Krist aber, nachdem er dem einen Braunen eine wollene Decke, dem andern einen alten Militärmantel aufgelegt hatte, ging über den Fahrdamm auf die andere Seite des Dorfes hinüber, wo gerade Pastor Zabels kleiner Schlitten dicht vor dem Staketenzaune hielt. Der Pfarrknecht nahm die

Leinen abwechselnd in die linke und rechte Hand und stampfte ungeduldig den Schnee.

„n' Abend, Karges," sagte Krist. „Wo wiste henn?"

„Na'h Guf'."

„Woto denn? Se is joa all unner de Ihrd'. Siet vörvörgestern."

„Joa. Awers de Schoolkinner hebben hüt' ihrst ehren Dag. De süllen um Klocker föff spiest wahren: Hirf' und Swiensbroaten. Un jeed' een noch en Kringel för to Huus."

„Richtig, richtig, de Schoolkinner. Awers wat hätt' denn Dien Pastor dabi to dohn?"

„Joa, wat hätt hi dabi to dohn? Ick weet et nich. He möt man ümmer mit dabi sinn."

In diesem Augenblicke trat Lewin wieder aus dem Krug auf die Straße. Krist, als er seinen jungen Herrn sah, brach das Gespräch rasch ab und kehrte zu den Pferden zurück. Hier nahm er den alten Kavalleriemantel vom Rücken des einen Braunen und hielt ihn ausgebreitet vor Lewin hin, zum Zeichen, daß dieser, ehe er wieder einsteige, ihn anziehen müsse. Lewin wollte aber nicht.

„Laß, Krist," sagte er, „es ist nicht kalt."

„Doch, junge Herr. De Sünn is all unner.

Un ick füll Acht upp Se hebben, dat hebben se mi beed' seggt, ihrst de een, un denn de anner. Un dat helpt nu nich."

„Laß nur. Ich werde schon sagen, daß ich nicht gewollt habe."

„Ne, junge Herr, dat geiht un nich anners. Mit uns' Frölen, da mücht' et ja wull noch sinn, awers bi de Oll'-Schorlemmern, doa hedd ick verspeelt."

„Na, denn gib her," sagte Lewin, und wickelte sich in den bereitgehaltenen Mantel ein.

Es war ihm bald lieb, dem Andringen Krists nicht eigensinnig widerstanden zu haben; es wurde frischer von Minute zu Minute, und die Wärme, die der dicke Mantel gab, that ihm wohl. Die Sterne zogen herauf; ein Gefühl süßen unnennbaren Wehs überkam ihn und ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, nicht reichlicher als ihn die gute Frau Kennitz vor wenig Stunden erst vergossen hatte, aber viel, viel heißer. Und doch bedeuteten ihm diese Thränen Glück und Genesung. Er gedachte Mariens, und wie sie beide so gleich empfänden. „Mir ist dann, als wüchse ich und könnte fliegen," wiederholte er aus ihrem Briefe, und sah dabei zu den Sternen hinauf, die immer heller funkelten.

So ging die Fahrt. Die Braunen, die seit gestern Abend zwölf Meilen gemacht hatten, fielen allmählich in Schritt, und erst von Manschnow aus, wo sie den Stall zu wittern begannen, setzten sie sich wieder in Trab. Es schlug sieben vom Hohen-Vietzer Thurm, als sie der vordersten Parkspitze ansichtig wurden, und ehe der letzte Schlag ausgeklungen, hielt der Schlitten vor der Rampe des Wohnhauses. Das erste, was Lewin sah, war der in Trümmern daliegende Saalanbau, und so wenig ihn damals die Nachricht von dem Feuer erschüttert hatte, so groß war jetzt der Eindruck, den die Brandstätte auf ihn machte. Und dieser Eindruck wurde noch dadurch gesteigert, daß im Wohnhause selbst alles in Schweigen und Dunkel lag.

Niemand ließ sich sehen. Krist knipste mit der Peitsche, und die Braunen schüttelten ungeduldig ihr Schellengeläut. Endlich kam Licht, und Jeetze's hagere Gestalt zeigte sich hinter der Glasthüre. Er stellte den Leuchter etwas seitwärts, um die Flamme gegen den Zugwind zu schützen, und trat dann ins Freie, um seinem jungen Herrn bei dem Aussteigen behilflich zu sein.

„Guten Abend, Jeetze. Alles ausgeflogen?"

„Ja, junger Herr. Wir hatten Sie nicht so früh erwartet."

„Und wo ist Papa?"

„Immer noch in Guse."

„Und Renate?"

„Bei Müller Miekley. Uhlenhorst ist da, und da sind ja nun die Luther'schen wieder zusammen. Auch die von drüben; der Zehden'sche Amtmann und der alte Oberförster von Lietze-Göricke. Unser Fräulein wollte erst nicht mit; aber Tante Schorlemmer hat ihr keine Ruhe gelassen."

„So, so," sagte Lewin in leiser Verstimmung.

„Soll ich sie holen?"

„Nein, laß. Ich bin müde."

Damit traten sie von der Halle her, in der dies Gespräch geführt worden war, auf den Hinterflur des Hauses, wo Hektor schon seinen jungen Herrn erwartete. Aber als ob er wisse, daß dieser krank gewesen sei, enthielt er sich aller stürmischen Liebkosungen. Still wedelnd ging er neben ihm her und leckte ihm nur immer wieder die Hand, während sie die Treppe hinaufstiegen.

In Lewins Zimmer war alles zu seinem Empfange bereit. Das leichte Federbett war halb zurückgeschlagen, und die bunte Steppdecke

lag zusammengefaltet auf dem Stuhl daneben. Auf dem Sophatisch standen Maiblumen, das einzige, was das seit dem Tode der Frau von Vitzewitz vernachlässigte Gewächshaus hergegeben hatte. Aber was ihnen Werth lieh, war das, daß es Lewins Lieblingsblumen waren. Er sog ihren Duft ein, und sagte mit bewegter Stimme: „Renate!“ während sich ihm ein beglückendes Gefühl des Geborgenseins in Heimat und treuer Liebe um das schwer geprüfte Herz legte.

Eine Stunde später öffnete Jeetze leise wieder die Thür. Das Licht brannte noch, und der Alte nahm es vom Tisch, um es zu löschen. Hektor, der auf seinem Rehfell lag, blinzelte mit dem einen Auge, aber rührte sich nicht.

Und im nächsten Augenblicke war alles wieder still.

LIX.

Letztwillige Bestimmungen.

Der nächste Abend sah unsere Freunde wieder im Halbkreis um den Hohen-Vietzer Kamin her. Es war so ziemlich dasselbe Bild wie am ersten Weihnachtsfeiertage, nur der Christbaum fehlte, und mehr noch die Heiterkeit,

die damals das Spiel mit den goldenen Nüssen begleitet hatte. Die Schorlemmer strickte wieder an ihrem Vließ, Renate, einen Crepstreifen vor sich, nähte an einer Trauerrüsche, und Lewin — immer noch unter der Nachwirkung seiner Krankheit oder doch der Anstrengungen des gestrigen Tages — sah abgespannt vor sich hin und spielte gleichgültig mit einem Tannapfel, den er aus dem neben ihm stehenden Holzkorb genommen hatte. Nur Marie war bemüht, durch allerlei Fragen ein Gespräch einzuleiten, aber es blieb bei kurzen Antworten.

Die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlug acht. In diesem Augenblick meldete Jeetze den Pastor, der gleich darauf eintrat. Jeder bezeigte herzliche Freude, die sich bei Renaten in allerhand kleinen Neckereien äußerte. Es sei nicht gut, wenn der Hirt seine Herde verlasse; schon vier Stunden seien zu viel, und nun gar vier Tage! Nun sei der Wolf eingebrochen: Uhlenhorst in Person.

„Ich weiß," sagte Seidentopf. „Und wer begab sich freiwillig in die Gefahr? Wer war wieder mit dabei?"

„Natürlich wir. Aber wir sind diesmal ungeschädigt davon gekommen. Und nicht blos

wir, auch der Zehden'sche Amtmann ließ ihn im Stich, als er beständig wiederholte: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.“ Er konnte schon in den Weihnachtstagen von diesem Spruche nicht los, und nun wurd' es jedem zu viel. Er vergißt immer, daß er zu alten Soldaten spricht. Er ist ein Lauenburger oder aus dem Eutinschen, und wenn ich ihn so höre, so bedünkt es mich immer, als ob jede andere Provinz auch ein anderes Christenthum hätte. Aber das führt uns in Streit; ich sehe Tante Schorlemmer schon ungeduldig werden. Also nichts mehr davon. Und nun nehmen Sie Platz, theuerster Pastor, hier ist Ihr Stuhl, zwischen Marie und mir. Und nun erzählen Sie.“

„Wovon?“

„Von all und jedem, aber zuerst von Guse, denn wir wissen so gut wie nichts. Papa war nur einmal hier, und das war, als wir noch in Bohlsdorf waren. Also bitte, alles ist neu für uns. War es feierlich? War der Sarg offen oder geschlossen? Ach, ich hätte mich todt geängstigt, so stundenlang neben dem offenen Sarge zu stehen. Wer hielt die Rede? Wer war da?“

„Alle, der ganze Freundeskreis: Bamme, Drosselstein, Krach, der Protzhagener Hauptmann

in seiner alten Uniform vom Regiment Pirch, — keiner fehlte. Auch Faulstich war da, mit einer Art Cantate, die, wenn Nippler seine Komposition beendet haben wird, am zweiten oder dritten Sonntag in der Guser Kirche gesungen werden soll. Unser Kirch-Göritzer Doktor hatte vorläufig die Textes-Strophen drucken lassen und überreichte jedem von uns ein Blatt."

„Eine Cantate," sagte die Schorlemmer. „Und von Faulstich! Das wird ein rechter Heidenspuk gewesen sein, von Anfang bis zu Ende. Nichts von Grab und Tod und noch weniger von Auferstehung. Blos Unterwelt- und Schatten und ein Dutzend griechischer Götternamen!"

„Doch nicht, liebe Schorlemmer," erwiderte Seidentopf. „Sie thuen ihm Unrecht. Es ist nichts Christliches, was er geschrieben hat, aber auch nichts Anstößiges. Dazu hat er zu viel Takt. Uebrigens hab' ich das Blatt mitgebracht und unsere Damen mögen entscheiden." Damit nahm er ein schwarzgeändertes Papier aus der Brusttasche und gab es Lewin, der es apathisch auseinander faltete und nach kurzem Besinnen, ohne den Inhalt auch nur überflogen zu haben, weiter reichte.

„Lies Du, Renate." Und Renate las:

Am Grabe
der Gräfin Amelie von Pudagla,
geb. von Bitzewitz.

Die Du Niedres gemieden
In hohem Sinn,
Du bist nun geschieden;
Wohin, wohin?

Wohin? So klingen
Der Fragen viel;
Warum sie lösen, bezwingen?
Du bist am Ziel.

Das Beste hienieden,
Du hast es erreicht:
Du hast den Frieden.
Sei Dir die Erde leicht.

Eine kurze Pause folgte. Dann sagte die Schorlemmer: „Es ist nicht anstößig, weil es nicht spöttisch ist. Aber, theuerster Pastor, einem christlichen Herzen giebt es doch Anstoß genug. Er fragt: „wohin?“ und weiß die Antwort nicht. Gott sei Dank, ich weiß sie.“

Seidentopf, der einer von den Allerwelts-advokaten war und immer etwas zu vertheidigen fand, wollte auch diesmal zu Gunsten Faulstichs eintreten, Renate aber, die mittlerweile wahrgenommen hatte, daß auch die Rückseite der an Ausdehnung und Gläubigkeit gleich kurz gehaltenen

Cantate mit Bleistiftzeilen überkritzelt war, ließ es zu keiner pastoralen Entgegnung kommen und bemerkte nur, indem sie mit ihrem Zeigefinger über das Gekritzel hinfuhr: „Ich wette, theuerster Prediger, daß wir hier, auf der Rückseite des Blattes, bereits Ihren kritischen Kommentar haben. Hab' ich recht?"

„Nein, liebe Renate," antwortete Seidentopf. „Ich bin überhaupt unkritisch, wie Turgany versichert. Auf manchem Gebiete vielleicht weniger als er annimmt, aber doch gewiß unkritisch auf dem Gebiete der Cantate. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich überhaupt nur feststellen sollte, was eine Cantate sei."

„Nun, wenn keinen Kommentar, was enthalten diese Zeilen dann?"

„Letztwillige Bestimmungen der Guser Tante. Nicht ihr eigentliches Testament, ein solches hat sich überhaupt nicht vorgefunden, aber eine Art Begräbnißprogramm. Es fand sich unter anderen Papieren auf dem Schreibtisch, und ich habe mir, mit des Papas Erlaubniß und natürlich unter Weglassung einiger französischer Einschiebsel, in aller Eile eine Abschrift davon genommen."

„O, das müssen wir hören," rief Renate mit Lebhaftigkeit. „Aber es ist Augenpulver

und gar nicht zu entziffern. Da müssen Sie selber aushelfen."

„Gern," erwiderte Seidentopf, „und um so lieber, als genau nach dem Inhalte dieses Programms verfahren wurde. Eben diese Bestimmungen sind die beste Beschreibung, die ich Ihnen von dem Begräbniß selber geben kann."

„Nun, so lesen Sie," bat Renate.

Lewin und Marie stimmten mit ein, und nur die Schorlemmen sagte: „Was werden wir da wieder hören müssen!"

Dann nahm Seidentopf das Blatt zurück und begann ohne weitere Säumniß oder Vorrede: „Bei meinem Ableben einzuhaltende Bestimmungen.

Ich fürchte den Tod. Aber diese Furcht hält mich nicht ab, ihm ins Gesicht zu sehen. Er ist das Unvermeidliche. Und so bestimme ich, Amelie von Pudagla, geb. von Vitzewitz, in Nachstehendem wie folgt:

Erstens. Ich will in meiner Wittwentracht in einen Sarg von Cedernholz gelegt und sodann aufgebahrt in die große Halle gestellt werden, da wo der Faun steht. Dieser muß sich, so lange es dauert, an einem andern Orte behelfen."

„Da wo der Faun steht," wiederholte die Schorlemmer und klapperte mit ihren Nadeln.

Seidentopf fuhr fort:

„Zweitens. Den vierten Tag, bei Sonnenuntergang, will ich begraben werden, aber nicht in der Kirche, auch nicht in der angebauten Derfflingergruft, sondern im Guser Schloßpark, und zwar in dem kleinen Cedernhain, den sie Neulibanon nennen.

Drittens. Es soll auf dem Wege vom Schlosse bis in den Park, unter Vorantritt Ripplers, von allen Dorfkindern das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" gesungen werden. Aber nicht: „O Haupt voll Blut und Wunden." Dies verbiete ich ausdrücklich."

Alle schienen von dieser Bestimmung überrascht und sahen sich unter einander an, schwiegen aber. Nur die Schorlemmer sagte: „Mein Gott, was ihr das schöne Lied nur gethan hat! Ich hätte keine Ruh' im Grabe, wenn ich so 'was in meinem letzten Willen niedergeschrieben hätte. Renate, Kind, daß Du mir dafür sorgst, daß das Lied gesungen wird. Ich meine bei mir."

„Ich werd' es, liebe Schorlemmer. Aber hören wir weiter."

„Viertens. Am Grabe soll der Prediger

eine kurze Ansprache halten, und dabei soll er mich nicht loben wegen dessen, was ich auf Erden gewesen bin oder gethan habe, vielmehr soll er nur sagen, daß mir alles Versteckte, Unklare und Erheuchelte all mein Lebtag zuwider gewesen ist. Dies soll er sagen nicht mir zum Ruhme, sondern weil es die Wahrheit ist.

Fünftens. Es soll ein Granitblock auf mein Grab gelegt und seiner Zeit eine Metalltafel mit folgender Grabinschrift eingelegt werden:

L'éloge ou le blâme ne touchent plus celui
Qui repose dans l'éternité.

L'espérance embellit ma vie et m'accompagne en mourant.

Sechstens. Faulstich, dem ich mein Miniaturbild mit der Rubineneinfassung hinterlasse, soll eine Cantate dichten und Nippler (der ein Douceur von zehn Dukaten empfängt) soll diese Cantate komponiren. Sie mag, je nach Befinden, am Grabe oder aber in der Guser Kirche am dritten Sonntage nach meinem Begräbniß gesungen werden.

Siebentes. Am dritten Tage nach meiner Beisetzung und dann alljährlich an meinem

Todestage sollen die Schulkinder gespeist und zwölf Dorfarme neu gekleidet werden.

Achtens. Mit Ausführung dieser Bestimmungen betraue ich meinen Bruder Berndt von Vitzewitz, ehemals Major im Dragonerregiment von Knobelsdorff, Erbherr auf Hohen-Vietz."

Seidentopf, als er gelesen, faltete das Blatt wieder zusammen und die Schorlemmer, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, murmelte vor sich hin: „Da kommt selbst Faulstich wieder zu Ehren."

Lewin lächelte. Er hatte sich schon vorher von Paragraph zu Paragraph immer mehr erheitert und sagte jetzt ruhig: „Du hattest immer Deinen kleinen Krieg mit der Tante drüben. So lange sie lebte, war das gut; nun aber ist sie todt, das ändert viel und ich glaube, wir müssen sie schließlich gelten lassen."

Die Schorlemmer schüttelte den Kopf.

„Du schüttelst den Kopf," fuhr Lewin fort, „aber das überzeugt mich nicht. In allem, worin sie uns mißfiel, hat sie sich jetzt an anderer Stelle zu verantworten; sie weiß jetzt mehr als wir und ist unserem Urtheil in allem, was jenseits liegt, entrückt. Unsere Meinung über sie hat sich

nur noch auf das zu beschränken, was sie diesseits war und bedeutete. Und das hatte sein Gewicht. Gewiß, ihre Schwäche war der Glaube, aber ihre Stärke war der Muth. „Ich marchandire nicht," pflegte sie zu sagen. Und alles was wir eben gehört haben, führt uns den Beweis, daß sie sich bis zuletzt nicht handeln ließ und sich und ihrem Unglauben treu zu bleiben verstand."

Lewins blasses Gesicht hatte sich, während er sprach, geröthet. Als er jetzt schwieg, erklärte Seidentopf seine volle Zustimmung. Ein solches tapferes Bekenntniß des Unglaubens, alles Ausharren bis ins Angesicht des Todes hinein, habe seinen Beifall und sei ihm viel, viel lieber, als das Angstchristenthum beispielsweise Baron Pehlemanns, der bei jedem Gichtanfall begierig nach der Bibel greife und sie wieder zuklappe, wenn der Anfall vorüber sei.

Niemand war überrascht, solchen Aeußerungen aus dem Munde Seidentopfs zu begegnen. Auch die Schorlemmer nicht. Aber wenn sie nicht überrascht war, so war sie doch noch weniger einverstanden damit.

„Ausharren!" wiederholte sie lebhaft, „wenn es ein solches gewesen wäre! Aber, theuerster

Pastor, es war kein Ausharren und am wenigsten ein Ausharren bis in den Tod. Ich habe die Tante gekannt und las in ihrem Herzen. Das war ihr lästig. Ein tapferes Bekenntniß des Unglaubens! Ach, wie Sie sie verkennen. Sie schrieb das nieder, nicht in der Tapferkeit, sondern in der Eitelkeit ihres Herzens und freute sich der Vorstellung, mit welch erstaunten Augen das alles einst nach ihrem Tode gelesen werden würde. Von Bamme, von Krach und vielleicht auch von dem langen Hauptmann. Aber der Tod war noch nicht da. Wär' er dagewesen, von Angesicht zu Angesicht, sie hätte diese Zeilen nicht geschrieben, dessen bin ich gewiß. Sie hatte Muth, aber blos den Lebens-, nicht den Todesmuth."

Jeetze's Eintreten unterbrach das Gespräch. Er erschien mit einem Tablett, auf dem kleine bemalte Tellerchen und ein altmodischer silberner Obstkorb standen. Da niemand gewillt schien, den Platz am Kamin aufzugeben, so wurde das Tablett auf ein rundes mit Tulaer Arbeit ausgelegtes Tischchen gestellt und dieses Tischchen in den Halbkreis hineingeschoben. Marie, deren Hände frei waren, machte die Wirthin und schälte das Obst.

Allmählich, während der Teller von Hand

zu Hand ging, begann das Gespräch wieder wandte sich aber, da Friedensschlüsse, wie jeder wußte, nicht wohl möglich waren, anderen Gegenständen zu.

Natürlich behielt Seidentopf das Wort; war er doch seines Aufenthaltes bei Graf Drosselstein ganz zu geschweigen, unmittelbar nach dem Guser Begräbniß einen Tag lang in Küstrin gewesen und hatte während dieses Tages vieles gesehen und noch mehr gehört. Ein besonderes Interesse weckten seine Mittheilungen über die von Tag zu Tag sich mehrenden Desertionen, die freilich, wie Seidentopf hinzusetzte, nicht überraschen dürften, da die Hälfte der Garnison aus Westphalen unter dem Kommando des Generals von Füllgraf bestünde, eines alten Haudegens, der selber, wie man in der Bürgerschaft wohl wisse, aus dem Konflikt zwischen seinem deutschen Herzen und seinem französischen Eide nicht heraus käme. Auch seine Leute wüßten es und gingen deshalb in ganzen Trupps auf und davon. Andere, die vorläufig noch aushielten, hätten ihm einen Vers an die Thüre geklebt, der habe gelautet:

Füllgraf bist Du? Sage nein,
Fülle nicht des Feindes Reihn
Führ uns. Vollgraf sollst Du sein.

Der alte Füllgraf selber, schon um nicht persönlich in Verdacht zu kommen, als sympathisire er mit den Unzufriedenen, habe bei General Fournier, seinem Oberkommandanten, Anzeige von diesem Vorfalle gemacht und auf Untersuchung angetragen, aber die Untersuchung habe nichts ergeben und die Desertionen hätten sich nur gemehrt. Der letzte Trupp sei siebzehn Mann stark gewesen und habe sich auf Kirch-Göritz zu davon gemacht. Das sei nun drei Tage. Auf dem „Hohen Kavalier" hätten sie dann freilich die Allarmkanone abgefeuert, aber wozu? Die Bürger hätten gelacht und die Franzosen auch. Denn diese hörten von nichts anderem mehr, als von „Volksbewaffnung" und wären natürlich klug genug, einzusehen, daß dieselben Bauern, die jetzt einen Aufstand vorhätten, nicht Lust haben könnten, die Schergen zu spielen und Deserteure zu fangen und abzuliefern.

Hier unterbrach Lewin den Pastor, um sich nach dem Stande der Landsturmorganisation zu erkundigen, und erfuhr nun mit vielen Details, welche Fortschritte die Volksbewaffnung im Laufe der letzten drei Wochen gemacht habe. Anfangs sei Hohen-Vietz an der Spitze gewesen; die fast achttägige Abwesenheit Berndts aber habe zu

kleinen Hemmnissen geführt, so daß jetzt Drosselstein voraus sei und vor allem Rutze. Er wisse das von Bamme selbst, mit dem er am Begräbnißtage einen Spaziergang durch den Guser Park gemacht habe. Dieser Spaziergang sei überhaupt sehr angenehm gewesen, denn es plaudere sich gut mit dem Alten. Daß er nicht in die Groß-Quirlsdorfer Kirche zu bringen sei, oder doch nur ausnahmsweise, das sei seines Amtsbruders Sache. Der habe ihn mit seinem Schablonenchristenthum herausgepredigt. Und das Schablonenchristenthum sei nicht besser als das Pehlemann'sche Angstchristenthum. Aber gleichviel, sie seien in lebhaftem Gespräch die große Rüsternallee hinaufgegangen, und durch den Dohnenstrich zurück, bis sie wieder vor dem Schwanenhäuschen gestanden hätten. Hier hätte Bamme nach dem Eckfenster hinaufgesehen und endlich vor sich hingesprochen:

„Sehen Sie, Seidentopf, es war doch eine merkwürdige Frau. Sie traf es immer, und auch mit diesem Rutze. Ja, da reichen keine hundert Mal, daß ich ihr zugeschworen, den ganzen Rutzeschen Verstand in eine Haselnuß einpacken zu wollen, aber sie gab nicht nach und sagte nur immer wieder: „Lieber Bamme, der Charakter entscheidet." Und sie hat Recht gehabt. Gestern

war ich bei ihm in Protzhagen. A la bonne heure. Was er da zusammengebracht und einexercirt hat, ist unsere beste Kompagnie. Ein Triumph der Disziplin. Kerle, um den Teufel aus der Hölle zu jagen."

Ueber dieses Bamme'sche Citat kam Seidentopf nicht hinaus, denn es schlug eben neun, um welche Zeit er regelmäßig in seine Wohnung zurückzukehren liebte; außerdem gefiel ihm heute Lewins Aussehen nicht. So brach er auf, von Marie begleitet, die denselben Heimweg mit ihm hatte.

Als sie den Hof passirt und auch das niedrige Vorderhaus, in dem Krist und der Gärtner wohnten, schon im Rücken hatten, sagte Seidentopf: „Wie fandest Du Lewin? Mir gefiel er nicht. Keine dreimal, daß er das Wort nahm. Und wie spitz und abgespannt er aussah."

„Er sprach wenig," sagte Marie. „Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Es war heute zu viel für ihn. Und die gestrige Fahrt. Und nach allem, was er durchgemacht hat an Leib und Seele."

„So weißt Du, was es war?"

Marie nickte. „Es war, was ich vermuthete. Kathinka ist fort. Doch was sprech' ich Ihnen

davon; Sie werden in Guse davon gehört haben!"

„Ja, Vitzewitz nahm mich bei Seite und erzählte mir's; aber auch wenn er geschwiegen hätte, ich hätt' es dem alten Ladalinski von der Stirn gelesen. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes."

„Sie war sein Liebling, aller Menschen Liebling. Und ich glaube fast, ich beneidete sie."

„Beneide sie nicht, Marie," sagte Seidentopf, indem er ihr die Hand reichte. „Du hast das bessere Theil erwählt: Demuth und den Frieden des Gemüthes. In ihm allein ist Glück. Und nun: gute Nacht!"

Und damit trennten sie sich, und der Pastor trat in den Flur seines Hauses und gleich darauf in sein Studirzimmer ein. Hier war alles dunkel, aber die Läden waren noch nicht geschlossen, und der Schnee und die Sterne draußen gaben gerade so viel Licht, als ihm lieb war. Er setzte sich auf das kleine Ledersopha und sah in den winterlich daliegenden Garten hinaus.

„Es kommt doch, wie es kommen soll," sagte er. „Ich bin dessen gewiß. Und jetzt mehr denn je. Kathinka fort. Das ging über alle

Berechnung. Sie war die große Gefahr in meinem Exempel."

Er wollte dem noch weiter nachhängen, aber die großhaubige Haushälterin erschien geräuschvoll, stellte die kleine Studirlampe neben Beckmanns Geschichte der Kurmark Brandenburg und schloß die Läden.

LX.

Ein Deserteur.

Um dieselbe Stunde, wo Seidentopf und die Frauen im Herrenhause plauderten, plauderten auch die Bauern im Hohen-Vietzer Krug. Es waren unsere alten Freunde vom ersten Weihnachtsfeiertage her: Kümmritz und „Sahnepott," und Krull und Reetzke; aber auch Miekley, der damals den Diskurs über Tiegel-Schultze und den Schwedter Markgrafen durch sein spätes Erscheinen unterbrochen hatte, hatte heute schon seinen Platz am Tische. Der alte Scharwenka ging wie gewöhnlich auf und ab und machte den Wirth, während Schulze Kniehase dem Fenster zu saß, wo der Küstriner Anzeiger und die beiden Berlinschen Zeitungen lagen.

Es traf sich, daß heute Bauer Reetzke, der

sonst mit Krull um die Wette schwieg, das Wort führte. Denn er war den Tag vorher in Küstrin gewesen, wohin er, der Verproviantirung der Festung halber, ein Fuder Oderbruchheu abzuliefern gehabt hatte. Sein Bericht reichte zwei Tage weiter als der des Pastors.

„Sie verproviantiren sich also," sagte Sahnepott. „Laß hören, Reetzke, wie steht es damit?"

„Je nachdem," sagte dieser. „Alle Speicher sind voll, aber mit dem Schlachtvieh steht es schlecht. Das liebe Vieh hält nicht mehr bei ihnen aus und läuft ihnen weg. Vorletzte Nacht hundertundsiebzig Stück, alle von Tamsel und Quartschen."

„Hundertundsiebzig Stück?" fragte Kümmritz.

„Ja, Kümmritz, wie ich Dir sage. Vorgestern hatten sie das Tamseler Vieh zusammengetrieben und vorvorgestern das von Quartschen, und das stand ja nun auf dem „Gorin," keine tausend Schritt vor der Stadt, und war paarweis zusammengekoppelt. Sie hatten es auch eingehürdet und da, wo der Eingang war, stand eine Schildwacht. Aber nach eins ging der Mond unter, und als es wieder dämmerte und die Ablösung kam, da sahen sie, daß alles Vieh fort war."

„Wie denn?“

„Es war ein Loch in der Hürde, und das hatte sich das liebe Vieh zu Nutze gemacht. Erst dachten die Franzosen, die Bauern hätten es heimlich weggetrieben, aber es waren keine Fußstapfen im Schnee, nur Klauenspuren, die bis halben Wegs nach Tamsel gingen. Weiter wagten sich die Franzosen nicht, denn die Russen sind schon bis dicht heran; bei Blumberg haben sie gestern eine Patrouille weggefangen.“

„Das liebe Vieh,“ sagte Kümmritz, „das hat so seinen Instinkt und läuft den Franzosen weg, aber die Westphalen bleiben und der alte Füllgraf auch. Und wenn es noch Westphalen wären! Aber es sind Altmärkische, aus der Salzwedeler Gegend und von Stendal. Ich habe selber mit ein paar von ihnen gesprochen. Warum laufen sie nicht weg? Warum desertiren sie nicht?“

„Sie desertiren,“ sagte Reetzke. „Vorige Woche vierzehn und diese Woche siebzehn Mann. Aber einen haben sie wieder, einen blutjungen Menschen; sie brachten ihn ein, als ich mit meinem Fuder Heu vor dem großen Magazin hielt.“

„Wer bracht' ihn ein?“ fragte Scharwenka und setzte sich mit an den Tisch. „Unsere Neu-

märker drüben werden doch keinen Deserteur einfangen?"

„Nein," fuhr Reetzke fort, „die Franzosen brachten ihn ein; sie hatten ihn in der Krampe gefangen genommen. Gestern früh. Wißt Ihr denn nichts davon?"

„Nein, wir wissen von nichts. Laß hören, Reetzke," riefen mehrere durcheinander, und auch Kniehase legte das Blatt aus der Hand.

„Nun," sagte Reetzke, „es war ein Ueberfall, und die Franzosen mußten Fersengeld geben. Sie haben vier Todte gehabt."

„Und in der Krampe?" fragte Kniehase, der immer aufmerksamer geworden war. „Und mit den Russen war es?"

„Nein. Mit den Kirch-Göritzern. Handschuhmacher Pfeiffer, der immer den linken Fuß nachzieht, und schon Anno sechs den einen General in der Drewitzer Haide weggeputzt haben soll — sie konnten es ihm aber nicht beweisen — der war der Oberste. Es ist ein kräpscher Kerl und schießt gut und war schon dreimal Schützenkönig."

„Die Kirch-Göritzer!" unterbrach Kümmritz. „Wer das gedacht hätte! Nun aber laß den Handschuhmacher und seinen linken Fuß, und er-

zähle, was Du weißt. Laß Dir's nicht so brockenweise herausholen."

„Nun, die siebzehn gingen also nach Kirch-Göritz und kamen ins Schützenhaus. Und da war ja nun Pfeiffer, der nie 'was zu thun hat, und steckte sich auch gleich in seine Schützenuniform mit der Medaillenkette und begrüßte sie und lobte sie, denn er kann reden wie ein Daus. Und als sie nun erzählt hatten, von wo sie desertirt wären, und daß jeden Morgen zwanzig Mann in die Krampe müßten, um den Werft für die Faschinen zu schneiden, da sagte Pfeiffer: „Kinder, das giebt einen Coup. Ich war mit bei den Schill'schen, und ich versteh' es. Morgen früh also. Wer will mit?" Da meldeten sich all die siebzehn Westphalen, denn das mußten sie, wenn sie nicht als schlechte Kerle dastehen wollten, und von den Kirch-Göritzer Schützen traten auch noch elfe vor. Und Pfeiffer war der neunundzwanzigste. So sah er auch gerade aus."

Die Bauern lachten, denn sie kannten ihn alle.

„Und nu kam ja der andere Morgen, das war gestern früh, und sie schlichen sich dicht an der Oder hin, erst an dem Entenfang und dann an den Pulvermühlen vorbei. Un so kamen sie bis an die Stelle, wo die Franzosen den Werft

schnitten, und der Werft stand so hoch und so dicht, daß sie sich einander nicht sehen konnten. Aber an einer Stelle war ein Gang, da drängten sie sich durch, einer hinter dem andern, und nun brachen sie mit Hurrah vor, und Pfeiffer schoß ein altes Pistol ab und die elf Göritzer Schützen gaben eine Salve in den Haufen hinein, daß gleich vier fielen, und die andern auf die Festung zu davonliefen. Jetzt nun die Westphalen hinterher; aber es war Glatteis und der vorderste Westphälinger, der zwei von den Ausreißern dicht auf der Ferse war, der glitt aus und fiel so, daß er nicht gleich wieder aufkonnte. Da drehten sich die zwei nach ihm um und packten ihn und schleppten ihn mit sich fort. Das war der blutjunge Mensch, den ich um die zehnte Stunde einbringen sah. Und da sagt' ich so bei mir, denn ich war neugierig geworden: „Reetzke," sagt ich, „Du wirst nicht über Manschnow fahren, Du fährst über Kirch-Göritz. Und so fuhr ich über Kirch-Göritz. Aber, Du mein himmlischer Vater, da war ja nu alles wie besessen, und den Pfeiffer hatten sie mit Punsch und Redensarten ganz toll gemacht. Und der hält sich jetzt für Schill und Blücher all in eins."

„Das sieht ihm ähnlich," sagte Kümmritz,

„ein Großmaul, das immer genau vorher weiß, wo was zu riskiren ist und wo nich. Schade, daß das junge Blut die Zeche bezahlen muß. Aber so geht es immer: dieser lahme Pfeiffer kriegt den Ruhm, und der arme Westphälinger wird die Kugel vor den Kopf kriegen."

Sie sprachen noch hin und her, und Sahnepott erschöpfte sich eben in Möglichkeiten, wie der Deserteur in dem Momente, wo er ausglitt, doch vielleicht noch zu retten gewesen wäre, als der junge Scharwenka eintrat, der heute ebenfalls Heu- und Strohlieferungen nach Küstrin hin gehabt hatte. Er trug noch hohe Stiefel, Flausrock und Pelzmütze, und begrüßte jeden Einzelnen, war aber ersichtlich in großer Erregung.

„Setz Dich, Wenzlaff," sagte der Alte. „Was bringst Du? Du siehst nicht aus wie gute Zeitung."

Der junge Scharwenka fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte dann: „Sie haben ihn erschossen; ich stand keine dreißig Schritt davon; sie wollten, daß es jeder sehen sollte."

„Den Deserteur?" fragten alle.

„So wißt Ihr schon davon?"

„Nein. Wir wußten nur, daß sie gestern einen Deserteur eingebracht haben. Reetzke hat

uns eben davon erzählt. Aber nun sprich, wie war es?"

Der junge Scharwenka rückte zwischen Krull und Reetzke ein und sagte dann: „Ich hatt' eben abgeliefert, aber den Schein hatt' ich noch nicht, denn der alte Füllgraf war nicht bei Weg', und als ich auf dem Magazin fragte, wie lang es wohl noch dauern könnte, da sagte der Inspektor: Die vierte Stunde würde wohl herankommen oder auch noch mehr. Und dabei schlug die Schloßuhr eben erst zwölf. Aber was war zu machen, und so sagt' ich zu Mathissen: „Na, Matthis, denn helpt et nich; wi möten utspann'n. Du weetst ja, bi Kerkow'n upp'n Kietz. Föhr' man ümmer vörut. Ick kumm glieks na'h." Denn ich mußte noch zu Mencken mit heran wegen dem Kirschfaß. Und dann ging ich über die Brücke. Und ich war noch keine zehn Minuten in der Ausspannung, und stand mit dem alten Kerkow vor seinem Thorweg, und die Hühner pickten um uns her, da hörten wir trommeln, Gott, trommeln, wie ich's all mein Lebtag noch nicht gehört habe."

„Das macht, Wenzlaff," sagte Kümmritz, „weil Du nicht bei den Soldaten gewesen bist. Ich kenn' es. Ein Wirbel und dann alles still,

und dann wieder ein Wirbel. Es bedeutet nicht viel Gutes."

Der junge Scharwenka nickte und fuhr fort: „Und nun dauerte es auch gar nicht lange, da kamen sie die Straße herauf. Erst fünf Tambours und ebenso viele Pfeiffer; aber die Pfeifer spielten nicht. Und dann kam der junge Mensch. Jott, wie der aussah. Nicht bang und nicht traurig, aber das war es eben, was mir einen Stich ins Herz gab, und als er mich stehen sah und wohl sehen mochte, wie mir das Mitleid in den Augen saß, da nahm er seine kleine Mütze ab und grüßte mich."

Die Bauern rückten alle näher; man hätt' ein Blatt in der Krugstube fallen hören.

„Und dann kam ja der alte Füllgraf, ein paar Adjutanten neben sich, und den Schluß machte das ganze Bataillon, dasselbige Bataillon, von dem der junge Westphälinger desertirt war. Aber es war nur noch schwach, keine vierhundert Mann. Da sagte der alte Kerkow: „Kumm, Jungschen-Scharwenka, da möten wi mit dabi sinn." Und ich ging mit."

„Und doch heißt es: „Du sollst nicht voll Neugier in Deinem Herzen sein, und nicht zu den Gaffern stehen," sagte Miekley.

„Doch Miekley," warf Kümmritz ein. „Doch, so was muß man sehen; das macht einen Eindruck. Und man hütet sich davor, oder man kriegt auch einen Haß gegen den Feind. Und beides ist gut."

„Und so ging es denn," fuhr der junge Scharwenka fort, „immer mit Trommelwirbel bis an die letzten Häuser, und bei Raschmacher Günzel bogen sie links ein aufs freie Feld, da wo die Reperbahn ist. „Halt!" kommandirte der alte Füllgraf, und dann formirten sie Quarré, aber die vierte Seite war offen und hier war das Grab. Ich stand mit Kerkow zwischen den Pappeln, und wir sahen den Sand, der frisch aufgeworfen auf dem Schnee lag. Und mir zitterte das Herz, denn fünf Mann und ein Sergeant waren jetzt aus dem Quarré vorgetreten und sie verbanden ihm die Augen mit seinem Taschentuch. Ein altes blaues Tuch mit weißen Punkten. Und nun sollt' er niederknieen. Aber da mit eins riß er das Tuch wieder ab und trat auf den General zu, der keine zehn Schritt von ihm hielt, und sagte 'was, was ich nicht hören konnte. Aber ich sah, daß der alte Füllgraf nickte und mit der Hand über seine Augen fuhr. Und da war es, als ob dem jungen

Menschen leicht ums Herz geworden wäre, und er stellte sich gerad' aufwärts hin und sah lange gen Himmel, wohl eine Minute lang. Und nun war er fertig, und mit der linken Hand, in der er noch das blaue Tuch hielt, schlug er an seine Brust und rief: „Hierher, Kameraden, hier sitzt das preußische Herz. Feuer!" Und die Salve krachte, und im nächsten Augenblicke war alles vorbei. Der alte Füllgraf aber ritt heran und sagte zu dem Kommando: „Gebt mir das Tuch." Aber der Todte hielt es so fest, daß es Mühe machte. Dann schlossen sie wieder auf und rückten in Sektionen an uns vorbei. Jetzt spielten auch die Pfeifer, und ich merkte wohl, daß es etwas Lustiges sein sollte. Aber mir war nicht lustig ums Herz, als ich so hinterher ging. Es war erst ein Uhr, und erst um sechs hab' ich meinen Schein gekriegt. Waren das fünf Stunden!"

Damit legte er den vom alten Füllgraf unterzeichneten Quittungsschein auf den Tisch. Jeder von den Bauern nahm das Blatt und sah nach der Unterschrift. Dann sagte Sahnepott: „Und warum es gerade sein eigenes Bataillon sein mußte! Sie haben ja Franzosen genug. Aber das ist solch französischer Kniff. Immer was Apartes. Und grausam dazu."

„Sei doch still, Sahnepott," sagte Kümmritz verdrießlich. „Es kann nicht jeder in die Milchschüssel fallen. Du red'st wie Du's verstehst. Apartes! Dummes Zeug. Ein Deserteur wird todtgeschossen, das is in der ganzen Welt so. Bei Pirmasens faßten wir auch einen, war auch ein hübscher Junge. Aber was half's ihm? Krieg ist Krieg."

Miekley wollte Sahnepott zustimmen, Kümmritz aber, der in Erregung war, ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte nur: „Ich will nichts hören, Miekley. Du bist in die Traktätchen gefallen, und das ist das allerschlimmste. Uhlenhorst will den Krieg abschaffen, aber der Krieg wird Uhlenhorst abschaffen. Denn wenn wir erst den Krieg haben, dann spricht er vor leeren Bänken. Und das kann jeden Tag kommen. Ich sag' Euch, es geht los, und dann wollen wir uns wieder sprechen. Der alte Groß-Quirlsdorf'sche hat was vor, und den kenn' ich, mit dem ist schlecht Kirschen pflücken, und Uhlenhorst wird ihn nicht anders machen. Landsturm oder nicht, er liest Euch die Kriegsartikel vor, und was nicht Stand hält bei der Fahne, das kommt vor's Kriegsgericht. Und was das bedeutet, das wißt Ihr."

Sahnepott und Miekley schüttelten den Kopf.

„Schüttelt nur; ich sag' Euch, es wird ernsthaft; wir erleben was, und hier herum wird es am schlimmsten. Das hab' ich aus der alten Prophezeiung. Wißt Ihr, was die sagt? Es werden rothe Reiter am Himmel ziehen, und die Menschen werden so rar werden, wie die Störche Anno 57 rar waren, wo der große Sturm sie verschlagen hatte, daß man alle fünf Meilen nur einen sah. Und so wie Gott damals seinen Gottesvogel geschlagen hat, so wird er jetzt die Menschen schlagen. Der Frieden aller soll bei Chorinchen geschlossen werden."

„Ja," sagte Krull, „ich hab' es auch gelesen letzten Sonntag im Küstin'schen Anzeiger; 's war auf der letzten Seite, wo die kleinen Geschichten stehen und die Räthsel."

„Und da steht auch heute die Antwort," sagte Kniehase und trat vom Fenster her an den Mitteltisch heran. „Wollt Ihr's hören?"

„Ja," riefen alle.

„Nun denn: Antwort auf den Klagepropheten in Nummer fünf des Anzeigers."

„Und was schreibt er?"

„1812 wird viel Schnee fallen, und in Moskau wird ein großes Feuer sein."

„Der macht sich's bequem," brummte der alte Scharwenka, der prophezeit ins Vergangene hinein."

„1813 aber," fuhr Kniehase zu lesen fort, „da wird eine Zeit kommen, wie noch keine war auf Erden. Da werden die alten Leute nicht zänkisch und die jungen Mädchen nicht neugierig sein. Die Doktors werden keine Geschichten mehr erzählen, und die Richter nur bei Nacht schlafen. Und man wird nur im Herbst Wein machen. Die Reichen werden menschlich und die Bettler werden fleißig sein. Und alle Leute desselben Standes werden sich untereinander lieben.

Die Bauern lachten, und Kümmritz sagte: „Auch ein Prophet. Einer der klagt, und ein anderer, der Spaß macht. Aber welcher ist der rechte?"

„Immer der, der ernst sieht," meinte Miekley.

„Nein, Miekley," sagte Kniehase, „immer der, der heiter sieht. Die Welt geht nicht unter, und wir auch nicht."

Alle waren einig, daß Kniehase Recht habe, sonst sei es gar kein Leben mehr.

Ein paar von den Bauern schrieben sich noch für ihre Frauen und Töchter die „neue Prophezeiung ab, Sahnepott aber nahm den jungen

Scharwenka bei Seite und ließ sich noch von dem Deserteur erzählen. Denn er war derjenige im Kreise, der, weil er der schwachnervigste war, auch am meisten das romantische Bedürfniß hatte.

Und dann trennten sie sich.

LXI.

Frau Hulen schreibt.

Am andern Morgen saßen die Geschwister allein am Frühstückstisch; Berndt war noch immer nicht zurück, die Schorlemmer in der Wirthschaft thätig. Lewin hatte sich sichtlich erholt, sprach aber wenig, so daß Renate froh war, Hoppenmarieken unter der Auffahrt erscheinen, und wie gewöhnlich durch Erhebung ihres Hakenstockes andeuten zu sehen, daß sie Briefe bringe. Gleich darauf trat sie denn auch ein, von der Schorlemmer begleitet, und legte Briefe und Zeitungen auf den Tisch. „De een is von Faulstichen," sagte sie, was sie, da sie nicht lesen konnte, dem Siegel oder irgend einem andern äußerlichen Zeichen entnommen haben mußte. Und sie hatte Recht. Faulstich schickte seine mehrerwähnte Cantate, und benutzte die Gelegenheit, da sich nach Guse hin keine medisanten Briefe

mehr richten ließen, den unter Handschuhmacher Pfeiffer erfochtenen Sieg der Kirch-Göritzer, in einem ironisch pomphaften Bulletin zu verherrlichen. Einzelne Verse unter der Ueberschrift „die Schlacht an der Krampe", waren eingestreut. In diesem hieß es:

„Und als sie sich den Muth geschärft
An dem Lebenswasser von Danzig,
Durchbrachen sie den rothen Werft,
Alle neunundzwanzig.
Und Göritz und sein Vogel Greif
Kamen in Zorn und Eifer,
Da wurde König der Than von Feif',
Unser Handschuhmacher Pfeiffer."

Hoppenmarieken hatte diese Reime noch mit angehört, und dabei die Hände gefaltet, als ob es Gesangbuchverse wären. Zuletzt aber, als sie den Namen Pfeiffers hörte, fand sie sich zurecht und sagte: „Joa, diss' Pfeiffer, diss' lütt' Humpelbeen. In Schullen säät he ümmer; nu wahrens em wull övern Kopp tosammensloan."

Und damit griff sie nach ihrer Kiepe und stapfte wieder aus dem Zimmer hinaus.

Lewin schob den Brief zurück, der ihn wenig angenehm berührt hatte. „Ganz Faulstich; immer ein Auge für das Lächerliche, und weiter nichts. Kein Einsetzen seiner selbst. Da bin ich doch

schließlich mehr noch für Handschuhmacher Pfeiffer. Aber laß sehen, was der andere Brief bringt."

Dieser „andere" war ein kleines, auf der Rückseite mit einem Glaube-Liebe-Hoffnung-Petschaft gesiegeltes Viereck, obenauf aber mit einer ziemlich langen hintereinander fortlaufenden Adresse versehen, die sich durch Rechtschreibung gerade nicht auszeichnete. „Seiner Edelgeboren Herrn Lewin von Vitzewitz, zur Zeit in Hohen-Vietz bei Küstrin; frei." Lewin glaubte die Schriftzüge oft gesehen zu haben und wußte doch nicht wo. Neugierig erbrach er das Siegel, um nach der Unterschrift zu sehen. „Von meiner alten Hulen!"

„O lies," sagte Renate, und die Schorlemmer setzte hinzu: „Das wird uns besser gefallen."

„Wer weiß," meinte Lewin. Aber man hörte seiner Stimme an, daß er desselben Glaubens und seiner Sache ziemlich sicher war. Und so las er:

„Lieber junger gnädiger Herr!

Es sind jetzt recht schwere Zeiten, wie mir Fräulein Renate von Bohlsdorf her geschrieben hat, damit ich doch wüßte, wo Sie wären. Und das war eine rechte Güte von dem lieben Fräulein.

Ja, schwere Zeiten sind es, und ich mag gar nicht davon sprechen. Aber das muß ich Ihnen als eine alte Frau doch sagen, es war nichts für Sie. Ich hab' es gleich gesehen; sie war wohl schlank wie eine Wespe, aber die stechen auch, und dann muß man Erde auflegen, daß der Schmerz vergeht. Und ist es das Herz, dann ist es schlimm. Ja, lieber junger Herr, so war es auch mit Ihnen, daß Ihnen Erde aufgelegt werden sollte. Aber der liebe Gott wollt' es nicht und hat anders geholfen, ohne Tod und Sterben, und hat Sie zu einem rechten Glücke aufgehoben." Bis hierher hatte Lewin gelesen, aber jetzt flimmerte es ihm vor den Augen, und er ließ die Hand sinken, in der er das Blatt hielt.

Renate nahm es, um statt seiner zu lesen, und wiederholte leise: „Zu einem rechten Glücke aufgehoben." Dann fuhr sie fort: „Daß weiß ich ganz bestimmt. Das hab' ich Ihnen angesehen, denselben Tag als Sie bei mir mietheten und gleich sagten: „Das finde ich zu wenig, Frau Hulen," und mir aus freien Stücken zulegten. Ach, wer so ein Herz für die armen Leute hat, für den hat der liebe Gott auch ein Herz und läßt ihn nicht umkommen, und Sie haben es auch wohl erfahren, was wir letzten Sonntag wieder gesungen haben:

„Oft hast du mich gelabet,
Mit Himmels Brot gespeist,
Mit Trost mich reich begabet —"

Ja, lieber junger Herr, das sind rechte Trostesworte, so recht für arme Leute geschrieben. Und am Ende sind wir alle arm, auch wenn wir reich sind. Sie wissen schon warum.

Und dieses alles hatt' ich Ihnen schreiben wollen, lieber Herr Lewin, wie ich Sie als alte Frau doch wohl nennen darf. Und wenn Sie wieder bei Wege sind, da werden Sie doch wohl wieder bei der alten Hulen wohnen wollen. Das meinte das gnädige Fräulein auch. Und Sie kriegen solche Wohnung auch gar nicht wieder, denn es paßt alles. Der „grüne Baum," und die Singuhr, und die Klosterkirche. Aber von der will ich weiter nicht reden, weil sie so katholisch aussieht.

Bitte, grüßen Sie das gnädige Fräulein, die so gut ist und an eine alte Frau gedacht hat, als welche ich hochgeneigtest bin und verbleibe Ihre Wilhelmine Hulen, geb. Petermann."

Lewin wollte das Blatt zurücknehmen, aber Renate sagte: „Nein, noch nicht. Es giebt noch eine lange Nachschrift." Und sie las weiter: „Ich muß Ihnen, junger Herr, doch auch noch

vermelden, daß der Herr Rittmeister von Jürgaß fort ist. Er war hier und fragte nach Ihnen. Und der spaßige kleine Hauptmann auch. Sie gehen beide nach Breslau, wohin jetzt alles geht. Denn der alte Lehweß hat doch Recht gehabt, und Preußen kommt wieder auf. Und morgen soll es in der Zeitung stehen. Aber die Menschen wollen ja nicht warten, und das ist ein Laufen und Trommeln, als hätten wir schon den Krieg. Und wer zu alt ist oder zu schwach, der giebt was er hat oder er sammelt. Die Potsdamer Kadetten haben vierzig Thaler gesammelt."

Renate lachte, denn dieser ersten Nachschrift, dicht an den Rand gekritzelt, folgte noch eine zweite. „Denken Sie sich, junger Herr, der lahme Kellnerjunge von nebenan will auch mit. Er sagt, der König kann alles brauchen. Und vorgestern hab' ich mir im Bölk'schen Saal den „Brand von Moskau" angesehen. Gott, wie das so aufschlug! Ich dachte, wir müßten alle mit verbrennen. Ihre Obige."

Die Schorlemmer hatte mit einer Art Andacht dem Geplauder dieses Briefes zugehört. „Das ist eine gute Frau," sagte sie jetzt, und setzte dann hinzu: „Wir wollen ihr eine Kiste schicken! — Nicht wahr, Renatchen?" Und da-

mit verließ sie das Zimmer, um die Geschwister allein zu lassen.

Sie traf damit den Wunsch beider, zumal Renatens, die nach einer Weile des Bruders Hand ergriff und leise fragte: „Darf ich mit Dir sprechen, Lewin?“ Dieser nickte.

„Die Hulen hat Recht,“ begann Renate, „sie hat es in ihrer Herzenseinfalt getroffen. Und nun höre mich an. Du bist jetzt zwei Tage hier, und wir können nicht so neben einander hergehen, immer nur in ängstlicher Vermeidung dessen, was uns das Herz bedrückt. Du bist verwundert, weil ich sage „uns“. Aber es ist so, denn ich bin bedrückt wie Du.“

Sie schwieg und hatte vor, von Kathinka zu sprechen, aber der Name wollte ihr nicht über die Lippen, und so fuhr sie fort: „Ach, ich habe sie so geliebt, mehr als eine Schwester. Sie hatte das vornehme Wesen, das so gefällt, und sie hatte mir es angethan, mir und Dir und jedem. Ich muß noch an den Morgen denken, als Ihr nach Kirch-Göritz ginget, Du und Tubal und die Tauben an das Fenster kamen und sich liebkosend an sie drängten, als ich kaum erst den Riegel geöffnet hatte. Das verdroß mich damals. Aber ich hatte Unrecht. Es flog ihr eben alles

zu. Auch die Tauben. Und auch Marie ging in ihr auf und verzehrte sich in Bewunderung, ja, sie verzehrte sich, denn ihr blutete das Herz."

Lewin, dem kein Wort entgangen war, lächelte und sagte: „Wir hören gern das Lob von dem, was uns verloren ging. Sonderbar, indem es uns das Gefühl des Verlustes steigert, tröstet es uns. Aber Du darfst auch tadeln, Renate, tadeln, ohne Furcht mir wehe zu thun. Denn ich wurde frei im Herzen, nicht durch eigene Kraft und kaum durch eigenen Willen, aber als ich vorgestern, in den hellen Wintertag hinein, hierher fuhr, da fühlt' ich, daß ein altes Leben von mir abfalle, und ein neues Leben beginne. Es klingt alles noch in mir nach, leise-schmerzlich, aber ich bin doch ein Genesender."

„Ach, daß ich sprechen könnte wie Du," sagte Renate. „Dir liegen die trüben Tage zurück, meiner aber harren sie noch. Und wenn sie mir erspart bleiben, so wird es doch immer ein Schweres sein, was mich vor einem noch Schwereren bewahrt. Ich weiß es, daß es so kommen wird; ich fühl' es vorahnend in meinem Gemüthe."

Lewin wollte antworten, aber Renate fuhr in wachsender Erregung fort: „Es ist ein dunkles

Haus, und was sie selbst nicht haben, das können sie niemand geben: Licht und Glück. Es war immer ihr Schicksal, Liebe zu wecken, aber nicht Vertrauen. Vertrauen, „die Mutter aller Liebe und ihr Kind". So las ich einmal, und es ergriff mich damals tief. Aber ich hab' es seitdem anders gefunden. Es giebt auch eine Liebe ohne Vertrauen, und ich heg' eine solche; Du weiß zu wem, und ich kann sie nicht aus meinem Herzen reißen. Und deshalb werd' ich nicht glücklich sein."

„Doch, Renate, Du wirst es. Glücklicher als ich."

Sie schüttelte den Kopf.

„Tubal . . ."

„. . .Ist seiner Schwester Bruder," unterbrach ihn Renate in schmerzlicher Bewegung, „ist Kathinkas Bruder."

LXII.

Hauptquartier Hohen-Vietz.

Ihr Gespräch wurde durch das Vorfahren eines Wagens unterbrochen und Renate, die den Blick auf das Fenster frei hatte, rief: „der Papa!" Er war es und trat den Geschwistern,

die sich rasch erhoben hatten, schon im Vorzimmer entgegen. Die Begegnung war herzlich; er küßte Renaten die Stirn und nahm dann Lewin bei beiden Händen, während er ihn zugleich bis an die Fensternische zog.

„Laß sehen," sagte er und musterte ihn von Kopf zu Fuß mit scharfem Auge. „Nun, ich lese gute Zeitung; es war Dein erster Schmerz, er thut am wehesten, aber er heilt auch am schnellsten. Junge Tage, kurzes Leid. Du wirst auch noch die Kehrseite davon kennen lernen. Und nun nichts mehr davon. Laßt uns Platz nehmen."

Jeetze war eingetreten, um den Frühstückstisch zum zweiten Mal zu decken, und die Schorlemmer erschien, um ihren Theil an der Freude des Wiedersehens zu haben. Denn so herrnhutisch kühl ihr Herz auch schlug, so vergaß sie doch dieser Kühle, wenn, nach Tagen oder Wochen der Trennung, die Stimme des alten Vitzewitz zum ersten Male wieder hörbar wurde. Auch Hektor hatte sich eingefunden, und so war alles beisammen.

„Wie wir Dich erwartet haben, Papa!" sagte Renate. „Nicht aus Liebe, denn davon liebst Du nicht zu hören, aber aus Neugier.

Wir wissen nichts oder so gut wie nichts. Erzähle! Wie starb sie?"

„Hat denn Seidentopf nicht davon gesprochen?"

„Ja und nein. Er sprach von ihrem Begräbniß, aber nicht von ihrem Tod. Ich werde den Gedanken nicht los, daß es ein Schreck war, der sie tödtete."

„Und Du triffst es. Der Tod muß sie plötzlich überrascht haben. Ich sah sie noch in der Stellung, in der sie Eve denselben Morgen gefunden hatte. Sie saß in dem großblümigen Lehnstuhl zu Füßen ihres Bettes, ihre noch offenen Augen auf den Stehspiegel gerichtet. Das Buch, in dem sie gelesen, ein Band Diderot, war ihr entfallen und lag neben dem Stuhl."

„Und wie war sie gekleidet?"

„Schwarz. Eva war den Abend vorher von ihr fortgeschickt worden; sie wollte selbst ihre Nachttoilette machen. Das war um elf. Um diese Stunde muß es geschehen sein oder nicht viel später."

„Und ...." Renate stockte.

„Ich weiß, was Du fragen willst," fuhr Berndt fort. „Der Spiegel, als ich in das Schlafzimmer trat, hatte seinen grünen Vorhang.

Aber Eve wurde roth, als ich darnach fragte und widersprach sich einmal über das andere. Das arme Ding; ich wollte nicht weiter in sie dringen. Um so weniger, als ich sicher bin, daß sie's am Abend vorher vergessen hatte."

„Wer ein Gespenst groß zieht, den bringt es um," sagte die Schorlemmer.

„Wir sollen es nicht groß ziehen, aber wenn es da ist...."

„So sollen wir seiner nicht achten. Dann schwindet es. Es kann Mißachtung nicht ertragen, denn es ist eitel wie alle höllische Kreatur."

Berndt lächelte, gab der Schorlemmer die Hand und sagte: „Unser alter Streit! Vielleicht, daß wir noch 'mal Frieden darüber schließen. Aber lassen wir das. Was ich Euch noch zu sagen habe, Kinder, hat einen bessern Klang. Wir sind reich! Und wenn Du Dich im Spiegel siehst, Renate, so siehst Du das Bild einer Erbtochter."

„Ich wußt' es," triumphirte die Schorlemmer. „Ich hab' es Dir prophezeit, den Abend in Bohlsdorf, als Doktor Leist seinen ersten Besuch machte."

Renate wurde roth, denn sie gedachte auch manches anderen noch, das die Schorlemmer

damals gesagt hatte; Berndt aber, ohne des Zwischenfalls zu achten, fuhr fort: „Ein Testament ist nicht da. Von einem gesetzlichen Anspruch der Pudaglas an Guse kann keine Rede sein. Es ist Allod. So fällt es an mich, als an den nächsten Erben. Ich habe mit Ladalinski, den ich vorläufig das Interesse der Pudaglas zu vertreten bat, die Dinge durchgesprochen; er weiß, in welchem Sinn ich mich glücklich schätzen würde, Wünschen oder Ansprüchen des ihm so nahe verwandten Hauses, vor allem aber seinen eigenen Wünschen entgegenzukommen. Es berührt das alte Pläne der Tante. Ihr kennt sie. Von dem Augenblicke an, meine theure Renate, wo Du gewählt haben wirst, gehört Guse Dir, ich bin nur Nutznießer und Verwalter. Im übrigen sollen Dich diese Worte zu nichts bestimmen, Deine Wahl ist frei."

Die Geschwister schwiegen, und selbst die Schorlemmer fand keinen Spruch, der ausgedrückt hätte, was in ihr vorging. Berndt schien es zufrieden, und während er nach seiner Gewohnheit dem neben ihm liegenden Hektor von den mit Fleisch belegten Brotschnitten zuwarf, die für ihn selbst bestimmt waren, fuhr er fort: „Und so wären wir denn reich, reich in diesen

allerärmsten Tagen. Und so gewiß Gott weiß, daß es mich nie nach irdischem Besitz gedrängt hat, so gewiß ist es auch, daß mich dieser Besitz jetzt freut. Ich fühle mich freier. Denn daß ich es Euch gestehe, die Noth und Drangsale dieser Zeit lagen schwer auf mir, schwerer als ich es vor Euch wahr haben mochte. Die niedergebrannte Scheune ...."

„.... Die bauen wir nun wieder auf, Papa."

„Und den Saalanbau ...."

.... Den nicht," lachte Renate. „Dazu versag' ich, als Erbtochter, die nöthigen Mittel. Nein, da machen wir klares Spiel und ziehen den Garten bis vor das Haus, ganz wie drüben in Hohen-Ziesar, und der Graf selber muß uns dabei behilflich sein. Das ist ja seine Passion. Ich bin für Reseda und Levkojen, aber nur als Rabatteneinfassung, und aus der Mitte der Beete wachsen Malven auf. Zimmetfarbene und wie von Atlas, die lieb ich am meisten. Und die beiden Derfflingerkanonen schaffen wir von Guse herüber, nur den Faun lassen wir da, und auf den Damm stellen wir eine Sonnenuhr oder noch lieber eine große schwarze Glaskugel, drin sich die Dorfstraße spiegelt und Hoppenmarieken, wenn sie vorübergeht."

„Das läßt sich hören, Renate, und ich sehe, daß Du Dich schnell in die besseren Tage hineinlebst. Nur Deinem eigenen Schloß, als das ich Guse vorläufig ansehe, darfst Du, dem alten Hohen-Vietz zu Liebe, nichts entführen wollen und wenn es auch nur die zwei Derfflingerkanonen wären. Wer weiß übrigens, was davon übrig bleibt? Vorläufig sind die Franzosen drüben und nehmen mit, was ihnen gefällt. Wenigstens wenn wir ihnen nicht auf die Finger sehen. Komm, Lewin, daß wir darüber sprechen."

* * *

Berndt erhob sich, Lewin folgte. Sie gingen in das einfenstrige Zimmer, darin Vater und Sohn zu Beginn unserer Erzählung ihr erstes Gespräch über Volksaufstand und endliche Vernichtung der Fremdherrschaft gehabt hatten. Es hatte sich nichts geändert: hier das Sopha und dort das Bild, und an dem breiten Fensterladen die Karte von Rußland mit ihren verschiedenfarbigen Nadeln. Alles wie damals am ersten Weihnachtsfeiertage.

Der alte Vitzewitz nahm Platz, streckte seinen Fuß, wie er zu thun pflegte, auf den vor seinem Arbeitstische stehenden Schemel und sagte: „Setze Dich, Lewin. Ehe wir von anderem sprechen

noch ein Wort über Dich. Ich wollt' es vor den Frauen nicht ausspinnen. Sie dürfen nicht zu viel davon hören; gleich schwillt ihnen der Kamm. Denn alle wollen herrschen, und es freut sie, daß sie so viel Macht über uns haben. Darin sind sie sich alle gleich und in einer ewigen stillen Verschwörung gegen uns."

Lewin sah vor sich hin; Berndt nahm seine Hand und fuhr fort:

„Es läßt sich leicht sprechen über Schweres, das uns selber nicht mehr drückt, oder vielleicht nie gedrückt hat. Ja, es ist so; was Dich drückt, Lewin, ist mir erspart geblieben. Aber anderes, anderes! Ich weiß davon und weiß auch: leben heißt überwinden lernen. Den beweglichen Naturen, Naturen wie der Deinigen, hat Gott es in solchen Kämpfen am leichtesten gemacht. Und so wußt' ich, daß Du's überwinden würdest. Was noch fehlt, bringt die Zeit und unsere Zeit rascher als jede andere. Denn alles drängt nach Aktion, und Handeln ist so gewiß das Beste, wie Brüten das Schlimmste ist. Diese Tage werden Dich frei machen."

„Ich bin es, Papa. Als Du vorfuhrst, hatt' ich mit Renaten ein Gespräch darüber. Es liegt hinter mir. Was noch fehlt, ist blos ein

körperliches. Es waren schwere Krankheitstage und sie wirken noch nach. Weiter nichts. Aber was ist es mit Guse? Du wolltest davon erzählen."

„Ja. Und so höre denn. Gestern Nachmittag, ich war eben erst aus der Kirche zurück, wo mir Nippler seine Komposition zu der Cantate vorläufig auf der Orgel vorgespielt hatte, als es im ganzen Dorfe hieß: die Franzosen kommen. Und richtig, es war so. Eine Viertelstunde später rückten hundert Mann ein und hielten vor dem Schloß. Sie waren von verschiedenen Regimentern des Oudinot'schen Corps und führten eine Kriegskasse mit sich. Als ich an sie herantrat, begrüßte mich ihr Führer, ein schwarzer Italiener, der sich Conte di Rombello nannte. Seiner Charge nach ein Kapitän. Er sprach, um mich einzuschüchtern, von dem „Hauptcorps", das morgen nachrücken werde und forderte Quartier. Ich zeigte mich sofort bereit (mir hätte nichts Lieberes passiren können) und lud ihn auf das Schloß, wo ich ihm unter den Zimmern desselben die Wahl freistellte. Er wählte das Spiegelzimmer, ein etwas sonderbarer Geschmack. Aber das ist seine Sache. Hübsch ist er, und so wird er sich sehen wollen. Die

Kriegskasse steht in der Halle, die vorläufig zum Schutze der Gelder in eine Art Wachlokal umgeschaffen worden ist. In den Räumen daneben liegen dreißig Mann, ebenso viele hab' ich in der alten Derfflingerkaserne, den Rest bei den Bauern untergebracht."

„Und nun Dein Plan?"

„Der Trupp will morgen früh weiter. Was also geschehen soll, muß rasch geschehen. Bamme weiß davon; aber ich hab' es bei einer bloßen Meldung bewenden lassen. Wir machen es mit dem, was wir hier zur Hand haben. Rechnen wir die Manschnower und Gorgaster mit hinzu, so haben wir hundert Mann. Damit zwingen wir's, denn sie sind matt wie die Fliegen, und der moralische Halt ist längst heraus. Dazu Nacht und Ueberraschung. Es kann nicht fehlen. Was vereinzelt bei den Bauern liegt, ist froh, mit dem Leben davon zu kommen. So handelt sich's nur um das Schloß. Vorn an der Sphinxenbrücke steht ein Doppelposten, den lassen wir stehen. Wir passiren statt dessen den Graben, da wo das Schwanenhäuschen steht und dringen von hinten her ein. Kniehase muß das leiten. Ich für meine Person nehme den „Conte" gefangen und Du und Wenzlaff sind mit mir.

Sind wir geschickt, so darf es uns nicht einen Mann kosten. Die Kriegskasse bleibt unser; das heißt bis auf weiteres. An dem Tage, wo sich der König erklärt hat, schaffen wir sie nach Berlin. Dort wird man sie brauchen können, denn Geld ist immer das knappste im Lande Preußen."

„Und die Gefangenen?"

„Es soll ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich bin aus der Weißglühhitze heraus. Entsinne Dich dessen, was ich Dir schrieb: „wir wollen einen regelrechten Krieg haben." Und so schicken wir denn die Gefangenen zu den Russen. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß sie dort gut gebettet wären. Und nun laß uns zu Kniehase gehen, daß wir alles Nähere mit ihm besprechen. Um neun müssen wir marschfertig und um Mitternacht in Guse sein."

Damit nahmen sie Hut und Stock und schritten über den Hof hin auf die Dorfgasse zu.

* * *

Eine Stunde später kehrten Berndt und Lewin aus dem Schulzenhofe zurück, wo sie mit Kniehase den „Coup" noch einmal durchgesprochen und alle zur Ausführung nöthigen Schritte verabredet hatten. Sie fanden Jeetzen in großer

Aufregung, was Berndt zu der Frage veranlaßte: „Du trippelst wieder, Jeetze, was ist passirt?“

„Der Herr General ist da.“

„Bamme?“

„Ja; General von Bamme. Der gnädige Herr waren noch keine Viertelstunde fort, als er vorritt auf seinem kleinen Shetländer. Der gnädige Herr wissen schon, auf dem isabellfarbenen mit der schwarzen Mähne. Krist und ich haben ihn bei den Ponies untergebracht.“

„Den Shetländer. Aber wo ist der General?“

„Oben. Ich habe gleich einheizen müssen, weil es klamm und kalt war. Er sitzt in der Amtsstube und hat seinen grauen Mantel anbehalten und die Pelzmütze auf.“

Die beiden Vitzewitze stiegen nunmehr treppauf und fanden den General genau so, wie Jeetze ihn beschrieben hatte. Vor ihm, auf dem ziemlich in der Mitte stehenden Arbeitstische, lag eine große, mit Tintenfaß und Papierscheere festgehaltene Spezialkarte von Barnim und Lebus, auf der sich der kleine, mit seinem Oberkörper weit vorgebeugte Mann mühsam zu orientiren suchte. Ein Versuch, der ihm durch die dichte Tabakswolke, in der er steckte, nicht eben erleichtert wurde.

„Guten Tag, General.“

„Guten Tag, Vitzewitz. Sie sehen, ich habe mich hier eingerichtet ohne Meldung oder Anfrage. Sonst nicht meine Gewohnheit. Aber Sie müssen jetzt dem alten Bamme den „General“ in Rechnung stellen und zwar zu seinen Gunsten. Mein altes Groß-Quirlsdorf liegt zu sehr aus der Welt, und rund heraus, ich gedenke Hohen-Vietz zu meinem Hauptquartier zu machen. Anfangs war ich unschlüssig, ob ich nicht unser gräfliches Hohen-Ziesar vorziehen sollte; aber Hohen-Vietz ist besser. Hier läuft die große Straße, und was von Küstrin aus nach Westen will, muß an Ihren Fenstern vorbei.“

„Ich freue mich, General, daß Sie die Wahl so und nicht anders getroffen haben.“

„Und um die Wahrheit zu gestehen,“ fuhr Bamme fort, „es ist nicht blos wegen der Lage, es ist auch Ihretwegen, Vitzewitz, daß ich mich hier und nicht in Hohen-Ziesar einquartiert habe. Sie sind nun einmal die Seele von der Sache, haben alles geplant, sind vom Metier und kennen das Lokal. Und das ist die Hauptsache. Sehen Sie, da sitz' ich hier über der Karte und spiele meinen eigenen Generalquartiermeister. Aber wie! Mehr als dreißig Mal bin ich in dieser

halben Stunde zwischen Küstrin und Berlin hin und her gefahren, ohne auch nur drei richtige Wolfsgruben ausfindig gemacht zu haben."

„Wolfsgruben?" fragte Berndt und sah dem Alten verwundert ins Gesicht, während Lewin einen Stuhl an die Rückseite des Tisches schob, um wenigstens von oben her auf die vor Bamme ausgebreitete Karte sehen zu können.

„Ja, Wolfsgruben oder auch Fuchsfallen, wie Sie wollen. Und nun hören Sie mich an. Darin, daß etwas geschehen muß, in dem Punkte sind wir einig. Und auch darin, daß es die höchste Zeit ist. Die Marschälle und Corps-kommandanten sind fort, alle die großen Namen, aber von den Kleinen stecken noch Hunderte zwischen Weichsel und Oder und die müssen wir haben. Also „wegfangen" oder wenn Sie wollen Wegelagerung, Stellmeiserei. Vor Worten darf man nicht erschrecken, am wenigsten wir; etwas von unserer Ahnen Blut und Metier wird uns doch wohl verblieben sein. Ob man uns, was wir vorhaben, danken wird, ob wir gut damit fahren werden? Das ist freilich die Frage. Ich zweifle fast. Sie kennen meine Ansicht darüber. Das „auf eigene Hand thun" ist hierlandes immer „suspect" gewesen, wie Gräfin Schwester

gesagt haben würde. Man mag uns oben nicht. Und sie haben auch ganz recht, die Nürnberger Herren, denn man sieht wohl, wo es anfängt, aber nicht, wo es endet."

Bamme, der, wenn es die Frage „Hohenzollern contra Quitzow und Genossen" galt, jedesmal zu labyrinthischen Excursen weggerissen wurde, hatte auch heute wieder den Faden verloren, weshalb Vitzewitz ohne weiteres auf die schwebende Frage zurückgriff. „Also Wolfsgruben."

Bamme lachte, zündete den kleinen Meerschaum, der ihm während des Sprechens ausgegangen war, wieder an und sagte: „Ja, Wolfsgruben, Vitzewitz, oder da das große Wort schon gesprochen wurde: Wegelagerungsetappen, Generalsfallen. Es ist nicht nöthig, daß es immer Generale sind. Wir nehmen auch Kompagniechefs. Alles was hineinfällt, ist gut. Nur nicht wählerisch. Da haben Sie die Sache. Aber wollen Sie glauben, Vitzewitz, daß ich auf diesen zehn Meilen auch nur drei solche Generalsfallen hätte herausspintisiren können! Auf Ehre, nicht eine. Und warum nicht? Weil ich ein Havelländischer bin, und, zu meiner Schande sei es gesagt, mich in vollen siebzehn Jahren in Barnim und Lebus nicht zurecht gefunden habe.

Rathenow, Havelberg, da weiß ich Bescheid, da kenn' ich Weg und Steg. Aber was kenn' ich hier? Hohen-Vietz und Hohen-Ziesar."

„Und Guse."

„Ja, Guse. Das wäre nun solche Falle gewesen. Aber weg sind sie."

„Wer? was?" rief Berndt.

„Alles! Die hundert Mann, der Conte und die Kriegskasse. Und das letzte ist das Schlimmste. Vor zwei Stunden, keine dreihundert Schritt vorm Dorf, passirte ich den ganzen Trupp, ihren Geldkasten mitten in der Kolonne. Gescheidte Leute. Sie müssen Wind gekriegt haben. Uebrigens ein entzückender schwarzer Kerl, dieser Conte. Und wie das schwatzte und parlierte! Ich hätt' ihn der Tante noch gegönnt; nichts für ungut, Vitzewitz." Berndt stampfte mit dem Fuße, nicht um der Tante, sondern um des gescheiterten Coups willen.

„Ist es doch, als ob es nicht sein sollte," rief er. „Immer wieder verfehlt, immer wieder hinausgeschoben. Sagen Sie selbst, Bamme, in demselben Augenblicke, in dem wir den Hirsch beschleichen wollen, raschelt es und er geht wieder ins Weite."

„Lassen Sie ihn, Vitzewitz; die Tage

wechseln. Eine Karte verliert und die nächste gewinnt. Uebrigens wett' ich sechs Flaschen Chateau d'Yquem gegen eine Chateau Krach, daß der Conte, trotz seiner wundervollen Augen, nicht drei Meilen weit kommt. Die Generalsfallen sind zwar noch nicht fertig, aber mitunter machen sie sich von selbst. Und was die Gelder angeht, so hab' ich den Trost, wenn ein Armee-Corps herunter ist, so ist es seine Kriegskasse auch. Und dieser arme Oudinot hat so recht eigentlich die Zeche bezahlen müssen. Also begraben wir's."

„Wir werden es müssen," sagte Berndt. „Geh, Lewin, und sage Kniehase, daß er die Mannschaften läßt wo sie sind, vor allem die Manschnower und Gorgaster. Wir dürfen sie nicht durch unnützes Hin- und Herziehen widerhaarig machen, sonst fehlen sie, wenn wir sie brauchen."

Und als diese Punkte regulirt und im Eifer über Neuzuverfolgendes der Guser Fehlschlag halb schon wieder vergessen war, trat Jeetze ein, um zu melden, daß das Diner angerichtet sei.

LXIII.

Ein Aide-de-Camp.

Damme zu Ehren war in der Halle gedeckt worden. Ein großes Kaminfeuer brannte, draußen fielen Flocken und die alten Vitzewitze sahen aus ihren Rahmen verwundert auf den kleinen krähstimmigen Mann hernieder, der einmal über das andere „Herr General" genannt wurde. Zu ihren Zeiten hatten die Generale anders ausgesehen. Vielleicht galt übrigens ihre Verwunderung mehr noch der reichen und ganz besonderen Tafelausstattung, als irgend etwas anderem; denn nicht nur brannten heute die schweren vierarmigen Silberleuchter, sondern zwischen diesen Leuchtern paradirte auch noch ein unverhältnißmäßig großer, die Donau mit all ihren Zuflüssen darstellender Rococoaufsatz, auf dessen oberster Spitze die Kaiserin Maria Theresia thronte. Das hatten die alten Perrücken-Vitzewitze seit vollen dreißig Jahren nicht gesehen, und selbst unser Berndt war bei seinem Eintritt in die Halle einen Augenblick wie betroffen gewesen. Renate aber, als sie diesem Blicke begegnet war, hatte mit dem Zeigefinger erst auf sich selbst gewiesen und dann dem Vater in schelmischer

Laune zugeflüstert: „Ich, Papa, als Erbtochter von Guse!“

Gleich darauf hatte man Platz genommen. Bamme zwischen Berndt und Renate, Lewin und die Schorlemmer ihnen gegenüber. Einer der gestellten Stühle war leer geblieben, da der ebenfalls geladene Seidentopf noch in der letzten halben Stunde hatte absagen lassen. Der alte Kossäthe Maltusch nämlich lag seit letzter Nacht im Sterben und hatte nach dem Abendmahle verlangt. Von Seiten Bammes war unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Behinderungsgrundes allerhand wirres Zeug über Abendmahl und Mittagsmahl gemurmelt worden, aber so undeutlich und mit so schlechtem Gewissen, daß er selbst von der Schorlemmer, die dergleichen nie durchgehen ließ, nicht hatte zur Verantwortung gezogen werden können.

Der alte Kossäthe Maltusch, nicht viel jünger als unser Freund Jeserich Kubalke, wohnte dreiviertel Stunden vom Dorf hart an der Hohen-Ziesar'schen Grenze, und war eigentlich schon auf einer Art Landzunge in die Drosselstein'sche Feldmark hineingebaut. Das führte denn, nachdem auf dem Gebiete Maltusch-Seidentopf-Kubalke mehrere Minuten lang geplänkelt worden

war, alsbald ins Gräfliche hinüber und vom Gräflichen auf den Grafen selbst. Alle waren einig in seinem Lobe; Renate sprach mit besonderer Wärme, und selbst die Schorlemmer pries seinen „vor ihm selbst verborgenen" christlichen Sinn. „Hätt' er einen andern Verkehr gehabt," sagte sie, „und statt in Zeiten des Abfalls in Zeiten der Erweckung gelebt, er wär' ein Mann geworden wie „unser Graf."

„Danken wir Gott," erwiderte Bamme, „daß er geblieben ist, wie Natur und Verhältnisse ihn schufen. Ich habe nichts gegen den lausitzischen Grafen, den Sie, meine Verehrteste, als „Ihren Grafen" zu bezeichnen lieben; aber ich erschrecke, wenn ich mir unseren Drosselstein, der, seine Tugenden in Ehren, ohnehin schon nicht zu den Alleroriginellsten gehört, als Zinzendorf den Zweiten vorstelle. Es thut jeder gut, sich auf seine eigenen Beine zu stellen, diese Beine mögen sein wie sie wollen. Wir haben die unsrigen, Zinzendorf hatte die seinigen. Wenn ich sage die „unsrigen," so muß ich um Entschuldigung bitten, weil ich mir wohl bewußt bin, meine berechtigten Eitelkeiten nicht gerade nach dieser Seite hin suchen zu dürfen. Im übrigen bleibt es dabei: „das Traurigste sind

die Doubletten.“ Woran ist Prinz Heinrich gescheitert? Die Gräfin drüben ist todt, und so läßt sich ohne Furcht vor einzubüßender Freundschaft allenfalls eine Antwort auf diese Frage geben. Er ist gescheitert einfach an der Thatsache, daß er doch schließlich nichts anderes als „beinah sein Bruder“ war. Da lob' ich mir den alten Ferdinand, den Sie neulich, Vitzewitz, in seinem Johanniter-Palais besucht haben. Der war nie etwas, Gott weiß es, aber er war doch wenigstens er selbst. Nein, meine Wertheste, lassen wir unseren Hohen-Ziesar'schen Grafen wie er ist. Das wird das beste sein für ihn und für uns. Er hat eben nur einen Fehler!“

„Und der wäre?“ fragte Berndt.

„Er wird das Pregelwasser nicht los oder was dasselbe sagen will, er steckt zu tief in seinen ostpreußischen Vorurtheilen. Achten Sie darauf, wenn er über politische Dinge spricht, speziell in diesen unseren Tagen, wo sie, nach seiner ehrlichsten Ueberzeugung, dort oben wieder beflissen sind, die Weltgeschichte zu machen und Freiheit und Ordnung in Balance zu bringen. Ich kenn' ihn. In Ostpreußen ist die Mannhaftigkeit und in Königsberg ist die Weisheit zu Hause. Daran ist nicht zu rütteln, das ist

Paragraph eins. Alles, was sich in den anderen Provinzen findet, wird an dieser Elle gemessen. Auch wir Märker passiren nur so obenhin. Er läßt uns gelten, aber blos als Rohmaterial. Wir werden abgerichtet für den Dienst, für Armee und Verwaltung, aber aus uns selber sind wir nichts · und bedeuten wir nichts. Wir sind unfrei, Werkzeuge, Hofsklaven, Hohenzollern'sche Leibtrabanten."

Berndt lächelte.

„Ja, General," sagte er, während er mit den Fingern der linken Hand leise auf dem Tischtuch trommelte, „bei Lichte besehen, ist es nicht so?"

„Nein, Vitzewitz, nein. Natürlich es giebt Ausnahmen, ein paar oder meinetwegen auch viele. Aber das reizt mich eben, daß man über die Pehlemanns, die Medewitz' und Rutzes, die nichts haben als Spieluhren, Gicht und Dummheit, daß man über diese die Vitzewitze und die Bammes vergißt. Hofadel! Bah! Der Jagdjunker von Otterstädt, der den abgeleierten Spruch von: „Jochimken, Jochimken, höde di" an seines gnädigen Herrn Kammerthüre schrieb, war auch bei Hofe. Leibtrabanten! Unsinn! Frondeurs sind wir, alle oder doch die besten von uns, und ab- und einsetzen, daß wäre so unsere Passion,

wenigstens die meine. Wann waren die Bammes bei Hofe? Nie. Und die Vitzewitze nicht oft. Wir haben anno 95 nicht gefragt, und jetzt fragen wir wieder nicht. Man geht zusammen, so lang es paßt. Manus manum lavat. Wenn mir wohl wird, wird mir immer lateinisch. Legitimität, Loyalität! Bah! Alles ist Akkord und Pakt und gegenseitiger Vortheil."

„Und Eid," sagte die Schorlemmer.

Bamme zuckte die Achseln.

„Meine Gute," fuhr er geringschätzig fort (denn er wußte, daß ihn die Schorlemmer nicht leiden konnte), „wenn es mit den Eiden ginge, so würden die Zinzendorfe die Welt regieren. Ich bezweifle, daß wir dabei gewönnen. Denken Sie sich eine tugendhafte Weltgeschichte. Wenigstens ich für mein Theil möchte sie nicht lesen. Es ist mit den Eiden wie mit den Gesetzen, sie sind nur dazu da, um gebrochen zu werden. Wenigstens die politischen; die Liebeseide nehm' ich natürlich aus."

Und dabei wandte er sich zu der neben ihm sitzenden Renate und küßte ihr die Hand.

„Ich weiß, daß Sie scherzen," sagte diese.

„Ach, meine Gnädigste," fuhr Bamme fort, der auf seine Art eine Schwärmerei für Renaten

hatte, „ich scherze nicht, ich verfalle nur in meinen alten Fehler, mir die Ohren nicht genau zu berechnen, vor denen ich spreche. Das alles waren Sätze für die Gräfin-Tante, nicht für die schöne Nichte. Ich war in diesem Augenblicke in Guse, nicht in Hohen-Vietz. Pardon!"

Schon während diese letzten Worte gesprochen wurden, war von der Dorfgasse her ein rasch sich steigerndes Schellengeläute hörbar geworden und gleich darauf hielt ein Schlitten vor den Flachstufen des Hauses.

„Nach der Regel müßte das Drosselstein sein," sagte Bamme und erhob sich halb von seinem Stuhl, um schärfer nach dem Vorplatz hinaussehen zu können. Es war aber nicht Drosselstein, vielmehr traten, zu nicht geringem Staunen Lewins, Hirschfeldt, Grell und Tubal ein und wickelten sich, während letzterer erst zu Vorstellung seiner beiden Reisegefährten, dann zu Entschuldigungen über ihr allseitig unangemeldetes Erscheinen schritt, aus ihren Shawls und Mänteln heraus.

Berndt, gastlich und zerstreuungsbedürftig, gab seiner Freude über den unerwarteten Besuch — eine Freude die, wie sich leicht denken läßt, von dem „immer frisches Blut" verlangen-

den Bamme getheilt wurde — den lebhaftesten Ausdruck; nichtsdestoweniger blieb eine kleine Verlegenheit, die sich bei Lewin und Renaten und mehr noch bei Tubal hinter einem beständigen Hin- und Herfragen, ohne daß die Antwort abgewartet worden wäre, zu verstecken suchte. Ja selbst die Schorlemmer ließ ihre sonstige Ruhe vermissen.

Inzwischen waren Stühle gerückt worden, und da bei dem ersten Besetzen der Tafel außer dem Seidentopf'schen Platz auch noch die Schmalseiten oben und unten frei geblieben waren, so wurde das Tischarrangement keinen Augenblick ernstlich gestört. Es war die Rede davon, einige der Gänge rasch noch einmal wieder erscheinen zu lassen, alle Neuangekommenen aber lehnten auf das bestimmteste ab und erklärten nicht nur, unterwegs eine sehr substantielle Mahlzeit eingenommen, sondern auch, wie der Augenschein zeige, für ihre Ankunft in Hohen-Vietz den denkbar glücklichsten Moment, den des Desserts, getroffen zu haben. Dem stimmte Bamme, der gerade Schwarzbrot und Biscuitschnitten mit frischer Butter zusammenmörtelte, emphatisch bei, und verschwor sich einmal über das andere, daß die Feinschmecker aller Zeiten, von Lukull bis auf Friedrich den Großen,

das eigentliche Diner immer nur als den Sockel der drei großen Dessertgottheiten: Bachus, Momus und Pomona angesehen hätten.

So phantasirte der Alte weiter, dessen guter Laune es denn auch vorzugsweise zuzuschreiben war, daß das befangene Hin- und Herfragen der ersten Minuten einer ungezwungeneren Unterhaltung Platz zu machen begann. Jeder betheiligte sich schließlich daran, insbesondere Tubal, aus dessen Mittheilungen unter anderem auch ihr eigentliches Reiseziel erkennbar wurde. Sie befänden sich, so versicherte er, auf dem Wege nach Breslau, wo sie dem durch Jürgaß und Bummcke gegebenen Beispiele zu folgen und in die daselbst sich bildende Freiwilligenarmee einzutreten gedächten. Der Aufruf, von dem alle Welt spräche, sei zwar noch nicht da, niemand bezweifele aber, daß er kommen werde („jede Stunde" warf Berndt dazwischen) und ein gestern von Jürgaß eingetroffener Brief gäbe bereits ein Bild des neu erwachten Lebens. So sei neben anderem auch ein schlesischer Landsturm in Bildung begriffen. Alle Männer von achtzehn bis sechzig Jahren, soweit sie noch nicht Waffen trügen, sollten herangezogen werden. Zweck dieses Landsturms sei, den Feind, wo er sich in schwachen Detachements

zeige, zu überfallen, Generale wegzufangen (Bamme schlug mit der flachen Hand auf den Tisch) und mit Fourageurs und Marodeurs kurzen Prozeß zu machen. Scharnhorst leite das Ganze; Blücher sei angekommen. Was aber am schwersten wiege, der König selbst, der bis dahin an einem kräftig-patriotischen Aufschwung gezweifelt habe, sei jetzt selber von Zuversicht getragen. Und in diesem neuen Glauben werd' er sich befestigen, denn der Geist sei überall derselbe. Von allen Seiten strömten Gaben herbei: Geld, Waffen, Equipirung; jeder gäbe, was er habe, und wer nichts habe, der gäbe sich eben selbst. Alles dies sei dem Jürgaß'schen Schreiben entnommen. Er seinerseits aber glaube noch hinzufügen zu sollen, daß in den nächsten Tagen schon neuntausend Freiwillige von Berlin nach Breslau abgehen würden.

Diese Mittheilungen, mit Jubel aufgenommen, schlugen den letzten Rest von Verlegenheit, wenn ein solcher überhaupt noch da war, in die Flucht, namentlich bei Berndt, der ohnehin von Anfang an den Vorfall im Ladalinski'schen Hause nicht gerade von der allertragischsten Seite genommen hatte. Was war es denn schließlich? Mehr dem Eigensinn, als der Ehre des alten

Geheimraths war eine Niederlage bereitet worden. Bninski war Graf und reich, und Lewin — war jung. Der Ungar, dem nicht nur Bamme, sondern die ganze Tafelrunde mehr und mehr zuzusprechen begann, begann auch in gleichem Maße die gute Stimmung zu steigern, und Berndt, erfüllt von Plänen, deren Ausführung aus der Anwesenheit und dem Verbleib seiner Gäste nur Vortheil ziehen konnte, richtete schließlich die Frage an Tubal: „Bis wie lange?"

„Bis morgen."

Das war nun freilich nicht das, was er zu hören gewünscht hatte.

„Ihr müßt bleiben," rief er, „und uns zur Hand gehen. Mit dem Guser Coup sind wir sitzen geblieben; dieser Conte war klüger als ich ihn nahm und hat seinen Kopf rechtzeitig aus der Schlinge gezogen. Aber die nächsten Tage müssen etwas bringen und wenn wir recta gegen „Bastion Brandenburg" oder den „Hohen Cavalier" anstürmen sollten. Bamme und ich waren die ersten hier herum und exerzirten schon, als sich jenseits der Oder noch keine Hand rührte, und nun haben sie drüben den kleinen Krieg comme il faut, während wir immer noch da sitzen wie die Spittelweiber in der Nachmittagspredigt."

Ein strafender Blick der Schorlemmer traf ihn, und Berndt, nachsichtig bis zur Schwäche gegen die rigorösen Launen der alten Herrnhuterin, korrigirte sich sofort und sagte seinen letzten Satz in anderer Form wiederholend: „Während wir immer noch still sitzen und unsere Hände in den Schooß legen. Aber das muß anders werden. Ueberall ist man uns voraus, in Soldin, in Driesen, in Landsberg. Und nicht genug daran, keine Stunde Wegs von hier schlagen diese Kirch-Göritzer ihre Krampenschlacht und ehe wir's uns versehen, hat Faulstich den pour le mérite. Sind wir dazu da, um vor Handschuhmacher Pfeiffer die Segel zu streichen? Wir, die wir zuerst gekräht haben, zuerst und am lautesten. Sollen wir uns sagen lassen, daß wir blos gespielt und mit Exercitium und Trommelschlagen dem lieben Herrgott die Zeit gestohlen hätten. Nein, ich hasse nichts mehr als diese Soldatenspielerei. Und warum? Weil ich Soldat war und das Ding ernsthaft ansehe. Ein Bürger, ein Bauer ist nicht gebunden, die Waffe zu nehmen, aber wenn er sie nimmt, muß er sie brauchen, sonst ist er ein Narr oder ein Prahler."

„Es ist doch ein eigen Ding um den Ungar," schmunzelte Bamme und drehte seinen

Schnurrbart. „So läßt er uns beispielsweise die Rollen tauschen. Sie, Vitzewitz, sprechen wie Bamme, und so muß ich denn wie Vitzewitz sprechen. Das heißt ruhig und besonnen. Nein, Freund, Sie gehen zu weit, vor allem zu weit gegen sich selbst. Zum Streiten gehören zwei, sagt das Sprichwort. Und zum Batailliren auch. Erst müssen wir sie haben, haben."

„Nicht doch," unterbrach ihn Berndt, „verstecken wir uns nicht hinter diesem Satz. Der Feind ist überall. Es braucht nur guten Willen und wir begegnen ihm. „Suchet, so werdet ihr finden." Ein Sprichwort ist des anderen werth und meines ist sogar ein Spruch. Solche Trupps, wie die hundert Mann in Guse, sind jetzt auf jeder Straße. Wir erklären sie gefangen, mehr ist nicht nöthig. Es sind Expeditionen (Du warst ja dabei, Tubal), als ob wir Muschwitz und Rosentreter aufsuchten, meine „französischen Marodeurs" von damals. Von Gefahr keine Rede, viel weniger als um unserer Reputation willen zu wünschen wäre. Aber das Blatt kann sich wenden, neue Regimenter des Vizekönigs mischen sich schon mit den alten und unter allen Umständen, so oder so, Du bleibst, Du und Deine Freunde!"

Tubal wechselte zustimmende Blicke mit Hirschfeldt.

„So bleiben wir denn," riefen beide, und Hirschfeldt, indem er sich gegen Berndt verneigte, setzte hinzu: „Der Aufruf ist noch nicht da, und die Bildung der Freiwilligen-Corps hat kaum erst begonnen. So versäumen wir nicht viel. Ist doch Hohen-Vietz ohnehin eine Etappe nach Schlesien; in drei Tagen sind wir in Breslau, spätestens in vier. Ich für mein Theil stelle mich zu Diensten, und unser Freund Grell, bei allem Kriegseifer, der ihn beseelt, wird ein Gespräch über Hölderlin, zu dem sich ihm hier die beste Gelegenheit darbietet, auch nicht zu den verlorenen Stunden zählen. Ich bitte den Herrn General, über mich verfügen zu wollen."

„Topp, Hirschfeldt," sagte dieser. „Das nenn' ich eingefangen! Sie sind mir willkommener als Sie es wissen können. Es ist nichts kleines für einen alten Zieten'schen, der blos reiten und die Augen aufmachen kann, einen „Aide-de-Camp" um sich zu haben, der sich auf Karten und Listen und aufs Schreiberhandwerk versteht. Denn ganz ohne Federfuchserei geht es nicht mehr in der Welt. Auf gute Kameradschaft also!"

Und dabei klangen die Gläser zusammen.

* * *

Eine Viertelstunde später erhoben sich alle von der Tafel und die beiden Damen, während der Rest der Gesellschaft das Eckzimmer aufsuchte, stiegen in das obere Stockwerk hinauf, um hier für die Plazirung ihrer Gäste Sorge zu tragen. Sie kamen überein, den hölderlinschwärmenden Grell bei Lewin, Tubal und Hirschfeldt aber in dem nebenan gelegenen Zimmer unterzubringen. Alles dies war rasch geordnet, nur Bammes Unterbringung machte Schwierigkeiten. „Wo schaffen wir ihn hin?“ sagte die Schorlemmer „Ich mag ihn nicht auf unserem Korridor haben Er ist anstößig und ein Greuel.“

„Ich fürchte mich auch vor ihm,“ entgegnete Renate. „Das heißt ein wenig.“

„Und das ist gut, daß Du Dich fürchtest. Ich thue es auch, wenn Abneigung Furcht ist. Er darf nicht nach oben; zehn Schritt von Deinem und meinem Zimmer. Vielleicht klingelt er, oder gewiß klingelt er und Maline muß ihm ein Glas Wasser bringen.“

„Nun?“

„Nun?“ wiederholte die Schorlemmer. „Wie Du nur fragst, Renate! Ich habe Dich doch zu fromm erzogen. Ein Mensch wie Bamme trinkt

nie Wasser und klingelt immer und rechnet dabei auf dies und das."

„Aber, liebe Schorlemmer . . ."

„Ich habe mit den Angekoks gelebt," fuhr diese fort, „und die Grönländer, die auch klein sind, gerade so klein wie dieser Bamme, die waren auch alle in der Fleischeslust. Meine liebe Renate, gewiß, man soll den Teufel nicht an die Wand malen; aber ebenso gewiß ist es, man soll den Brunnen nicht erst zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist. Und die Maline ist ein Kind, ja, das ist sie mit all' ihrer Klugheit. Denn was die Klugheit hilft, das verdirbt die Eitelkeit. Und mit den Eitlen hat er immer das leichteste Spiel. Du weißt schon wer. Mir ist, als hätten wir den Bösen im Hause."

„Du nimmst es schlimmer als es ist," sagte Renate. „Er hat keinen guten Ruf. Aber die Menschen übertreiben, und alles in allem, er ist ein alter Mann; er muß siebzig sein oder darüber. Ich entsinne mich, daß die Tante von ihm sagte: „Wenn wir die Sünde nicht fliehen, so flieht die Sünde doch schließlich uns." Sie sagte es französisch, aber das hörst Du nicht gern."

* * *

So ging oben auf dem Korridor das Gespräch, und während es geführt wurde, plätscherte

der Gegenstand all' dieser moralischen Aengste nicht nur persönlich in einem Meer von Behagen, sondern wußte sein eigenes Wohlgefühl auch seiner Umgebung mitzutheilen. Er war affabel und pikant wie gewöhnlich, durch Hirschfeldts Bleiben aufrichtig erfreut, und verzichtete darauf, wichtigthuerisch den General zu spielen. Wußt' er doch, daß er sich gehen lassen konnte, ohne an Autorität etwas Erhebliches einzubüßen. Und wenn doch, so war er der Mann, sich das Verlorengegangene jeden Augenblick zurückzuerobern. Mit Hansen-Grell, der ihm unter seinem etwas fremdklingenden Doppelnamen vorgestellt worden war, wußt' er anfänglich, theils um dieses Namens, theils um seiner sonderbar vorstehenden Augen willen, nichts Rechtes anzufangen, söhnte sich aber bald mit ihm aus und versprach ihm beim Tarok — das unser Gantzer'scher Kantorssohn als Spielpartner im Graf Moltke'schen Hause bis zur Perfektion gelernt hatte — einmal über das andere die Groß-Quirlsdorfer Pfarre, „wenn er erst seinen „jetzigen" zu Tode geärgert oder nach Berlin hin weggelobt haben würde." Denn dahin passe er und dahin müss' er. Patronat und Pfarre könnten eben nur bei Gleichartigkeit der Intressen mit und neben einander

bestehen und das beste Bindemittel sei und bleibe Tarok oder doch überhaupt die Karte.

Rasch verging der Abend. Bald nach neun Uhr wurde das Spiel abgebrochen, und alles zog sich zurück, die jüngeren Männer in die Fremdenstuben treppauf, der General in sein Parterrezimmer, in das auch bei heftigem Klingeln nicht einzutreten, allen weiblichen Dienstboten des Hauses aufs schärfste anbefohlen worden war.

* * *

Eine halbe Stunde später war alles still; nur in einer der oberen Korridorstuben war noch Licht, und Renate und Marie plauderten von den Erlebnissen des Tages: von Bamme und den ridikülen Befürchtungen der Schorlemmer, von Grell und seiner imponirenden Häßlichkeit, von Hirschfeldt und seinem zerhauenen Gesicht.

„Narben ist doch das schönste," versicherte Marie.

Und dann glitt das Gespräch zu Tubal hinüber, dessen Name sehr bezeichnender Weise bis dahin noch nicht genannt worden war.

„Erzähle," sagte Marie, „wie war er?"

„Er war befangen und vermied es, meinem Auge zu begegnen. Dabei sprach er viel und hastig, aber ich bemerkte wohl, daß ihm nur daran lag, sich und uns über das Peinliche dieses

Wiedersehens hinweg zu helfen. Eine Zartheit, die mich rührte. Aber das ist so Ladalinski'sche Art. Sie haben alle jene Vornehmheit, die lieber sich als andere verklagt. Und das Mindeste zu sagen, es ist, als theilten sie die Verantwortung für das was geschehen. Deshalb war auch Tubal nicht mit in Guse. Der alte Geheimrath bekannt' es mir schon, als wir uns in Bohlsdorf trafen."

Marie schüttelte den Kopf.

„Ich seh es anders," sagte sie. „Was Du Zartheit nennst, ist ihr Gewissen, und die Mitschuld, deren sie sich leise zeihen, ist keine eingebildete. Sie sind sich alle gleich und kennen nichts als den Augenblick. Er liebt Dich und ist doch seiner eigenen Liebe nicht sicher. Voller Mißtrauen gegen sich selbst, begegnet er Dir mit Scheu. Vielleicht, daß er es Dir offen bekennen wird, um wenigstens vor sich selbst einen Halt und etwas, das einer Rechtfertigung ähnlich sieht, gewonnen zu haben."

„Ihr hattet immer Eure Fehde," sagte Renate. „Wüßt' ich es nicht besser, ich könnte glauben, Du liebtest ihn."

Und damit schieden die Freundinnen, und Maline kam, um Marie nach Hause zu begleiten.

* * *

Die letzten Worte dieser Unterhaltung waren unter Lachen gesprochen worden, aber Renate, als sie wieder allein war, lachte nicht mehr. Waren das nicht dieselben Befürchtungen, die sie selbst erst diesen Morgen aufrichtig und doch in der Hoffnung auf Widerlegung gegen Lewin geäußert hatte? Und nun hörte sie nichts als die Bestätigung alles dessen, was ihr ahnungsvoll das eigene Herz bedrückte. Hatte Marie Recht? Und schlimmer als das, hatte sie selber Recht?

Sie hätte wohl noch weiter gefragt und gegrübelt, wenn nicht die Schorlemmer eingetreten wäre. Diese kam, um ihrem Lieblinge „Gute Nacht" zu sagen. „Die Erbtochter ist da," so schloß sie, „nun werden auch bald die Hochzeitszüge kommen."

„Ach, liebe Schorlemmer," entgegnete Renate," es ist mit Euch Herrnhutern ein eigen Ding. Ihr seid fromm, aber prophetisch seid ihr nicht."

„Das darfst Du nicht sagen, Renate. Wer den rechten Glauben hat, der sieht auch das Rechte."

„Das Rechte, aber nicht immer das Richtige. Die Wirklichkeit der Dinge läßt Euch im Stich."

Die Schorlemmer lachte gutmüthig vor sich hin.

„Das sind so Sätze aus dem neuen Lewinschen Katechismus," sagte sie. „Aber nichts mehr davon, mein Renatchen, für heute schlafe. Das wird wohl das Rechte und auch das Richtige sein."

LXIV.

Am Wermelin.

Lewin und Grell waren am frühesten auf, beschlossen aber das Erscheinen der übrigen abzuwarten. Dies währte nicht lange. Schon nach Ablauf weniger Minuten hatte sich alles in der Halle versammelt, in der heute der Gäste halber auch das Frühstück genommen werden sollte. Nur die Damen fehlten noch; Renate ließ sich vorläufig entschuldigen, während die Schorlemmer, voll instinktiver Abneigung gegen den alten General, einfach fortgeblieben war, sich damit getröstend, daß ihre Abwesenheit doch von niemandem, vielleicht mit Ausnahme Berndts, bemerkt werden würde. Und dieser kannte den Grund. Jeetze trippelte geschäftig hin und her, jede neue Bamme'sche Zweideutigkeit mit leisem Gekicher begleitend und still in sich hinein bekennend, daß er, als er letzte Woche die schwarzen Gamaschen anlegte, an so heitere Hohen-Vietzer Tage gar nicht mehr geglaubt habe.

„War Hoppenmarieken schon hier?“ fragte Berndt.

Jeetze verneinte, der alte General aber, der, trotzdem er im Geheimen beständig mit ihr verglichen wurde, bis dahin nie von der Zwergin gehört hatte, fragte neugierig: „Hoppenmarieken? Wer ist das?“

„Sie mag Ihnen selber antworten,“ sagte Berndt. „Eben seh' ich sie über den Hof kommen.“

Und so war es. Ehe noch weitere Fragen gestellt werden konnten — denn auch Grell und Hirschfeldt waren aufmerksam geworden — erschien der Gegenstand allgemeiner Neugier innerhalb der Glasthür und war nicht wenig überrascht, an eben der Stelle, wo sonst nur die todten Witzewitze von der Wand hernieder sprachen, einer heiteren Gesellschaft Lebendiger zu begegnen.

„Hier, General, haben Sie Hoppenmarieken,“ sagte Berndt.

Und Lewin setzte hinzu: „Meine Freundin, nicht wahr, Marieken?“

„Hohoho,“ lachte die Zwergin und stellte die Kiepe vor sich hin, in der sie nun zu kramen begann, trotzdem alles, was sie brauchte, obenauf lag.

„Briefe?“ fragte Berndt.

„Nei, jnädge Herr, man blos de Berlinsche. Awers hüt' steit et inn.“

Und damit reichte sie Berndt die Zeitung herüber.

„Ah, der Aufruf!“

„Joa, dat süll et ja woll sinn. So seggte de Postminsch ook. Un een von de Küstrin'sche Börgers röpp mi na'h: „Nu geiht et los, Hoppenmarieken ....“ Na, man too, mi sall et recht sinn. Un vorbi is et nu mit de lütten Franzosen, dat's man kloar; se röwern joa all, un de oll' Genral ....“

„Füllgraf?“

„Ne, de anner, de öwerste.“

„Ah, General Fournier. Nun, was ist es mit dem?“

„He wihr gistern bi Markgraf Hans' unnen. He sülwst, un siev or söß von sine Genrals un Uffziers. All unnen in de Gruft.“

„Und da haben sie nach den vierundzwanzig Wispeln Dütchens gesucht, die der Markgraf mit ins Grab genommen haben soll?“

Hoppenmarieken nickte.

„Und wer hat es Dir erzählt?“

„Oll' Bäcker Mewes.“

„Und was noch?“

„Nich veel, un ihrst verstünn ick em nich. Awers dunn lachte joa Meves und knipste mi und seggte: „Bis' doch sünsten nicht so dumm, Hoppenmarieken. Un nu paß' upp. De Russ' is doa mit sammt sine Kosacken, un de hebben all' ehre groten Ballerbüssen bi Quartschen und Tamsel. Un dat weten jo nu de lütten Franzosen ook, un wullen sich nich ihrst rutrükern loaten. Se trecken aff. Un wenn een afftrecken deiht, denn nümmt he mit, wa he kreegen kann. Un dissentwegen wihren se gistern bi Markgraf Hansen unnen in sine Gruft. Awers se hebben nix fun'n.“

„Das glaub' ich wohl,“ sagte Vamme und setzte dann, an Vitzewitz sich wendend, hinzu: „Markgraf Hans war ein Hohenzoller und die verstehen's; die vergraben kein Pfund, am wenigsten vierundzwanzig Wispel Dütchen; die Hohenzollern wollen Zinsen haben. Das hätt' ich dem Küstrin'schen General sagen können. Aber freilich, er würd' es mir nicht geglaubt haben.“

Hoppenmarieken, die kein Wort von dem allen verstanden hatte, lachte nichtsdestoweniger, nickte dem alten General vertraulich zu und ver-

ließ dann salutirend und ihr übliches Kauderwelsch vor sich hin sprechend, die Halle.

„Ein Prachtexemplar," sagte Bamme. „Hätt' ich einen kleinen fürstlichen Hof, die ließ ich auf Hokuspokus abrichten, auf Tränkchen und Wahrsagerei."

„Da wäre Geld und Mühe weggeworfen," antwortete Berndt. „Sie versteht es ohnehin schon."

„Desto besser; aber nun den „Aufruf." Lassen Sie hören, Vitzewitz." Und dieser begann zu lesen.

Während der ersten zehn Zeilen blieb aller Aufmerksamkeit gefesselt, bald aber ließ diese nach und mußte nachlassen, da man allerhand Halbheiten entdeckte und guten Grund hatte, sich im ganzen arg enttäuscht zu fühlen. Dieses Gefühl war so stark, daß das Erscheinen Schulze Kniehases, der noch vor Schluß der Vorlesung eintrat, kaum als eine Störung empfunden wurde.

„Setzen Sie sich, Kniehase," sagte Berndt. „Was bringen Sie?"

„Gute Zeitung, gnädiger Herr; wir haben ihn."

„Wen, den Vicekönig?"

„Nein, nicht so hoch hinaus, aber doch den italienischen Grafen. Eben war der Trebnitzer

Verwalter bei mir; in seiner Kirche liegen die ganzen hundert Mann gefangen. Den Grafen haben sie nach Selow gebracht, weil er einen Hieb über den Kopf hat."

„Erzählen Sie."

„Nun also: es muß so gestern um die Mittagsstunde gewesen sein, als sie durch Alt-Rosenthal kamen. Gleich dahinter fängt die Trebnitzer Heide an, rechts hohe Stämme, aber nach links hin eine Kusselschonung, und der Kusselschonung, so meinte der Verwalter, der trauten sie nicht recht. Aber was half es, sie mußten durch, weil sie vor Dunkelwerden noch nach Jahnsfelde wollten. Und so marschirten sie denn dicht aufgeschlossen und die Kriegskasse immer in ihrer Mitte bis an den kleinen See, der schon zwischen den Kusseln liegt und eigentlich blos ein Tümpel ist, und den die Rosenthal'schen und die Trebnitzer den „Wermelin" nennen. Und da war es ja nun vorbei mit ihnen, denn dahinter steckten sie ja gerade, und nun vorwärts, immer mit Hurrah, was die Franzosen von Moskau her gar nicht mehr hören können. Und da warfen sie die Gewehre weg und gaben sich gefangen."

„Alle?"

„Bis auf den Grafen. Der riß eins der Gewehre wieder auf und schoß einen aus dem Sattel. Aber Tettenborn kam ihm von der Seite und hieb ihn über den Kopf, daß er niederstürzte."

„Tettenborn?" fragten alle.

„Ja, Oberst Tettenborn mit zwanzig Kosacken. Er war denselben Morgen bei Zellin über die Oder gegangen. Jetzt ist er in Selow, wohin er den Grafen abgeliefert hat. Und hat ihm auch seinen Degen wiedergegeben, weil er sich als ein tapferer Offizier und Mann von Ehre gezeigt habe."

Bamme faßte sich zuerst. Er hatte, wie Berndt und alle anderen, bei Beginn der Erzählung von einer Barnim-Lebuser Waffenthat zu hören geglaubt und war, als der Name Tettenborn fiel, einen Augenblick ernstlich verstimmt gewesen, die ganze geträumte Landsturmherrlichkeit auf ein neues Kosackenstückchen hinauslaufen zu sehen. Aber der alte General war nicht der Mann, irgend einem Aerger länger als zwei Minuten nachzuhängen, hatte vielmehr umgekehrt ein ausgesprochenes Talent, auch das Aergerlichste sofort wieder von der guten Seite zu nehmen.

„Ziehen wir die Summe, Vitzewitz, so haben wir uns aus drei Gründen zu gratuliren:

erstens hab' ich Recht behalten (was in meinen Augen immer eine Hauptsache bleibt), zweitens haben wir den Conte sammt seinen hundert Mann und drittens haben wir die Kosacken oder doch ihre Vorhut diesseits der Oder. Aergerlich genug, denken Sie. Aber wie die Dinge liegen, bleibt uns nichts übrig, als mit jedem Winde zu segeln, auch mit diesem Windbeutel von Tettenborn. Also keine Kopfhängerei, Vitzewitz. Etwas wird auch für uns noch übrig bleiben, und wenn es blos der Vicekönig wäre, nach dem Sie sich bei Schulze Kniehase so theilnehmend erkundigt haben."

Das half, Berndt gewann seine gute Laune wieder, und eine Fahrt nach Hohen-Ziesar, welches letztere Bamme, trotz seiner vieljährigen Beziehungen zu Drosselstein, noch immer nicht kennen gelernt hatte, wurde verabredet. Der alte Vitzewitz entschied sich für eine vorgängige schriftliche Anmeldung und ging in sein Arbeitskabinet hinüber, die nöthigen Zeilen zu schreiben.

Auch alle anderen erhoben sich: Grell und Hirschfeldt, um unter Lewins Führung das Dorf und die Kirche kennen zu lernen, der alte General, um bei Seidentopf einen Besuch zu machen. „Ich muß mir seine Scherben 'mal

wieder auf alte Bekannte hin ansehen und vielleicht auch seine Münzen. Trajan, Hadrian, Antoninus Pius. Weiter komm' ich nie. Sonderbar, daß ich immer gerade bei dem stecken bleibe."

Nur Tubal hatte sich ausgeschlossen und ging in das Eckzimmer hinüber, wo er hoffen durfte, die Damen zu treffen. Oder doch wenigstens seine Cousine. Und er hatte sich nicht getäuscht. Renate, mit einer Perlenstickerei beschäftigt, saß in der Nähe des Fensters und zählte auf einem vor ihr liegenden Muster die Stiche.

„Störe ich?"

„Nein, aber ich glaubte, die Herren seien ins Dorf gegangen und in die Kirche. Oder hast Du, wie der alte General, eine Abneigung gegen Kirchen?"

„Ich zog es vor, zu bleiben. Darf ich einen Stuhl nehmen, Renate?"

Sie nickte zustimmend.

„Unsere Stunden hier sind gezählt," fuhr er fort. „Hirschfeldt wird ungeduldig, ihm brennt der Boden unter den Füßen, und was ich Dir zu sagen habe, duldet keinen Aufschub."

Renate gedachte des Gesprächs, das sie mit dem alten Ladalinski in der Bohlsdorfer Kirche

geführt hatte. Es lag ihr daran, es zu keiner Erklärung kommen zu lassen, wenigstens in diesem Augenblicke nicht; so ging sie, um Fragen zu verhüten, vor denen sie bangte, selbst zu Fragen über.

„Hast Du Briefe?“ sagte sie. „Ich meine Briefe von Kathinka.“

„Nicht Briefe, aber flüchtige Zeilen. Ich empfing sie vorgestern, den Tag vor unserer Abreise.“

„Und von wo?“

„Von Myslowitz, einem Städtchen an der Grenze. Die Güter des Grafen sind in der Nähe.“

„Darf ich wissen, was sie schreibt?“

„Ich habe keine Geheimnisse, Renate. Und hätt' ich sie, so würd' es mich glücklich machen, sie mit Dir theilen zu können.“

„Ich dürfte nie nach Geheimnissen, aber ich bin voller Verlangen, von Kathinka zu hören. Bitte, lies.“

Und Tubal las:

Myslowitz, 4. Februar.

Mein lieber Tubal!

Wir gehen Morgen über Miechowitz und Nowa-Gora auf Bninskis Güter. Ein katholischer

Geistlicher wird uns begleiten. Ich gedenke (Bninski wünscht es) in unsere alte Kirche zurückzutreten. Es ist nichts in mir, was mich daran hindern könnte; alles in allem gefällt mir das Römische besser als das Wittenbergische. Schreibe mir bald. Ich bin begierig, von Euch zu hören, von allen. Ich denke stündlich an Papa und jetzt oft auch an unsere Mutter. Du begreifst. Bninski will nach Paris; er ist, wie ich ihn mir gedacht, und ich bin glücklich, ganz glücklich. Freilich ein Rest bleibt. Ist es unser Loos oder Menschenloos überhaupt?

Deine Kathinka."

Eine Pause trat ein.

Dann sagte Renate: „Und diese Zeilen sollen Dich nun begleiten. Es ist schön, ein liebes Wort mit hinauszunehmen. Aber nicht ein solches. Es klingt so trüb und traurig."

„Ach, Renate, daß ich ein tröstlicheres Wort mit mir nehmen könnte. Sprich es. Du weißt, was mich zu hören verlangt."

Sie schwieg.

Tubal aber fuhr fort: „Ich weiß, warum Du schweigst. Es fehlt uns etwas in den Herzen der Menschen, das ist unser Verhängniß. Meinen Vater hat es getroffen und ihm am Leben gezehrt,

und nun trifft es mich. Es ist, als ob wir etwas verscherzt hätten. Einen Augenblick schien es, daß es anders werden sollte; da fällt nun dies in unser Leben hinein. Und wieder ist es hin. Altes und Neues zeugt gegen uns, und das „ja", das ich zu hören verlange, will nicht über Deine Lippen."

Da war nun das „Selbstbekenntniß", das Marie am Abend vorher erst prophezeit hatte, und der leise Spott ihrer Worte klang schmerzlich in Renaten nach. Aber einen Augenblick nur, dann war es überwunden und alles, was sich jemals zu Tubals Gunsten in ihrer Seele geregt, es war wieder da, doppelt da unter dem Einfluß eines tiefen Mitgefühls, das seine Worte geweckt hatten, und mit jener Offenheit und Heiterkeit, die den Zauber ihres Wesens ausmachte, sagte sie: „Höre mich, Tubal, ich will Dir nichts verschweigen. Lewin und ich, wir haben es oft mit einander durchgesprochen, auch gestern erst. Euer Loos ist nicht das schlimmste. Eines ward Euch versagt, ein anderes ward Euch gegeben. Und dies andere ...."

Sie schwieg.

Er aber ergriff ihre Hand und rief, indem er sie mit Küssen bedeckte: „O diese Deine Hand,

daß ich sie halten dürfte mein Lebelang, immer, immer."

„Ich werde sie keinem andern reichen. Aber verlange von dieser Stunde nicht mehr, und am wenigsten binde Dich. Ich, ich bin gebunden."

„O sage, daß Du mich liebst, Renate. Sprich es, es hängt so viel an diesem Wort."

„Nein, nicht jetzt. Es sind nicht Zeiten für Bund und Verlöbniß oder doch nicht für uns. Aber andere Zeiten kommen. Und hast Du dann das eigene Herz geprüft und das meine vertrauen gelehrt, dann, ja dann!"

LXV.

Hohen-Vieſar.

Der Ausflug zu Droſſelſtein war auf zwei Uhr feſtgeſetzt worden. Schon vorher hatten ſich Berndt und Bamme verabredet, den Weg ihrerſeits zu Pferde zurücklegen zu wollen. Der alte General auf ſeinen Shetländer. Ihnen geſellte ſich Tubal, der, nach dem Vormittagsgeſpräche, von einer ihm ſelber unerklärlichen Scheu befallen war, die Fahrt an Renatens Seite zu machen. Er ſchien unſicher, welchen Ton er anzuſchlagen habe. Oder war es ein anderes noch?"

Die Reiter nahmen einen Vorsprung. Sie konnten indes den Stein vor Miekleys Mühle kaum passirt haben, als auch schon das Schlittengespann vorfuhr, das die Geschwister sammt Grell und Hirschfeldt nach Hohen-Ziesar hinüberbringen sollte. Jeetze stand mit Decken und Kissen bereit, Lewin nahm die Leinen, und einen Augenblick später zogen die Braunen an und trabten die stille Dorfgasse hinauf. Das Klingen der Glöckchen mischte sich mit der Heiterkeit unserer Reisenden, von denen Lewin auf der Pritsche ritt, während der auf einem bloßen Brettstück untergebrachte Grell die beständige Versicherung von der Bequemlichkeit seines Rücksitzes durch ein ebenso beständiges Hin- und Herrutschen widerlegte. Am plauderhaftesten war Renate. Sie fühlte sich glücklicher denn seit lange. Dasselbe Zwiegespräch, das in Tubal verlegen nachwirkte, war ihr über Erwarten hinaus eine Quelle des Trostes geworden. Was sie dem alten Geheimrath in der Bohlsdorfer Kirche gesagt hatte: „Du pochst nicht an die rechte Thür," das war damals wie zu jeder Zeit der Ausdruck ihres Herzens gewesen. So lange sie Tubal liebte, hatte sie auch der Zweifel begleitet, ob ihre Liebe von ihm erwidert werde,

und dieser Zweifel, quälender als alles andere, war nun von ihr genommen. Er liebte sie. Was bedeutete daneben die Frage nach der Dauer, oder nach der Treue seines Gefühls? Was war, verglichen damit, die bloße Zukunftsfrage: „Werd' ich glücklich oder unglücklich sein?" Jetzt war sie glücklich, und ein verbleibender Rest von Furcht, der sie leise durchschauerte, steigerte nur das Hochgefühl des Augenblicks. Ihr war, als schreite sie durch einen Wald, aus dessen Tiefen es dunkel und bang-geheimnißvoll erklinge; aber was ihr die Nähe bot, das war Licht und Sonnenschein und Jubiliren der Vögel. Lewin hatte Recht, der von helleren Tagen, und die Schorlemmer hatte Recht, die von lauter Hochzeitszügen gesprochen hatte. Marie war eine Schwarzseherin, und sie selber war es mit ihr. Aber das lag nun zurück; sie war es gewesen.

Diese glückliche Stimmung zeigte sich auch in der Unbefangenheit des Gesprächs, das sich bald um den Grafen zu drehen begann.

„Ist er mit den ostpreußischen Drosselsteins verwandt?" fragte Hirschfeldt.

„Gewiß; er gehört ihnen zu," antwortete Renate, „und es ist ein glücklicher Zufall, daß wir ihn trotzdem in unserer Provinz haben. Er

erbte Hohen-Ziesar in den ersten Jahren seiner Ehe und bezog es, um in der Nähe des Hofes zu leben. Es war aus Rücksicht gegen seine junge Frau."

„So ist er verheirathet?" fragte Hirschfeldt weiter.

„Er war es. Die Gräfin starb; erst Abzehrung, zuletzt ein Blutsturz, der sie tödtete. Sie war sehr schön, eine Gräfin Lieven. Als sie starb, verbarg sich der Graf vor der Welt; er war nur dann und wann in Dresden, und es hieß, daß er zum Katholizismus übertreten werde."

„Die Drosselsteins zählen sonst zu den festesten Protestanten."

„Auch wohl der Graf. Aber es giebt Lagen — so wenigstens sagte die Tante, der ich auch die Verantwortung dafür zuschiebe — wo der Protestantismus versagt und der Katholizismus das Herz weicher bettet."

„Und in einer solchen Lage war der Graf?"

„Man behauptet es. Lewin mag Ihnen davon erzählen; es ist eine romantische Geschichte, und romantische Geschichten sind sein Steckenpferd. Uebrigens alles in allem, ich glaube, was man sich erzählt. Sie werden das Bild der Gräfin sehen, und mögen dann selber

urtheilen. Es hängt in dem Empfangszimmer: eine blaßblaue Robe, mit weißen Rosen besetzt. Nur eine, dicht über dem Gürtel, ist dunkelroth. Und das Bild wurde doch zwei Jahre vor ihrem Tode gemalt."

„Sonderbar," sagte Grell, der sich inzwischen auf seinem Rücksitz eingerichtet hatte.

„Ja, das ist es. Aber es überrascht in Hohen-Ziesar weniger als anderswo. Das Schloß ist reich an Sonderbarkeiten, darunter Ausgegrabenes aus Herkulanum und Pompeji: Pinceiten und Brochen, und denken Sie sich eine Nagelscheere. Der Graf war lange dort und hat alle diese Dinge mitgebracht."

Und ich werde mich freuen, sie kennen zu lernen," entgegnete Grell, „möchte jedoch der prophetisch gemalten rothen Rose den Vorzug vor allem anderen geben."

„Und darin haben Sie Recht," erwiderte Renate. „Und auch darin, daß Sie mich an mein verlorenes Thema mahnen. Die pompejanische Scheere schnitt mir den Faden entzwei. Aber wovon wollt' ich sprechen? Ja, von sonderbaren Bildern in Hohen-Ziesar. Nun, auch davon ist die Hülle und Fülle da. So z. B. ein Bildniß der „weißen Frau".

„Der weißen Frau!“ riefen Grell und Hirschfeldt a tempo und mit einer Lebhaftigkeit, als ob ihnen dieselbe bereits erschienen wäre. Dann setzte Hirschfeldt hinzu: „Aber seit wann lassen sich die Gespenster porträtiren?“

„Nein,“ lachte Renate. „So Pikantes darf ich Ihnen freilich nicht in Aussicht stellen. Es ist das Porträt eines schönen Hoffräuleins aus den letzten Regierungsjahren des großen Kurfürsten, Wangeline von Burgsdorff. Sie starb jung und muß als „weiße Frau“ umgehen, um ihre Schuld im Tode zu büßen. Natürlich eine Liebesschuld.“

Hirschfeldt lächelte, Grell aber, der alles etwas pedantisch nahm, wiederholte den Namen „Wangeline von Burgsdorff“ und setzte dann hinzu:

„Ich war der Ansicht, daß es eine Gräfin von Orlamünde sei, auf der Plassenburg heimisch, und wenn ich mich nicht irre, auch auf dem Bayreuther Schloß. Es ist mir noch in Erinnerung, daß ich als Kind immer mit Gruseln von den „vier Augen“ las, die „zwischen stünden“ und aus der Welt geschafft werden müßten. Ich verstand es nur halb, aber umsomehr erregte es meine Phantasie. Und nun hör' ich einen anderen Namen: Wangeline von Burgsdorff.“

„Sie dürfen mich nicht examiniren," erwiderte Renate. „Wollen Sie mehr wissen, so muß das Haupt der Kastalia nachhelfen. Sage, Lewin, wie war es?"

Aber dieser, statt Auskunft zu geben, zeigte nur, während er die Leinen in seine Linke nahm, mit der Rechten auf das hinter Parkbäumen eben sichtbar werdende Schloß und sagte: „Der Graf selber mag uns antworten."

Wenige Minuten später hielt der Schlitten auf der nach dem Garten zu gelegenen Rampe, wo Drosselstein seine junge Freundin bereits erwartete und ihr beim Aussteigen die Hand reichte. So traten sie durch eine Doppelthür in das Empfangszimmer ein. Hirschfeldt und Grell folgten.

Das Empfangszimmer war ein großer quadratischer, fast durch die ganze Tiefe des Hauses gehender Saal, hinter dem nur noch ein schmaler Korridor lief. Der Korridor sah auf den Innenhof, wie der Empfangssaal auf Garten und Park. In diesem Saale ließ sich auf den ersten Blick erkennen, daß der Besitzer von Hohen-Ziesar reich und vielgereist, und von gutem Geschmack in den bildenden Künsten sein müsse. An der einen Wand hing ein großes Tableau,

halb Architektur, halb Landschaft, das alte ostpreußische Schloß der Drosselsteins darstellend. Diesem Tableau gegenüber befand sich das Bild der verstorbenen jungen Gräfin. Grell suchte die rothe Rose und fand sie. Er hatte sich die Rose noch röther und die Gräfin selbst noch schöner gedacht, also eine doppelte Enttäuschung, von der die zweite wahrscheinlich nur eine Folge der ersten war. In allen Fensternischen befanden sich Orangeriekübel und Blumentische, während an den drei anderen Seiten des Saales Konsolen von schwarzem Marmor liefen. Auf diesen standen römische Kaiser mit roth eingeschriebenen Namen. Bamme, der schon eine Viertelstunde lang da war, hatte zwei, drei davon gelesen: Geta, Karakalla, Alexander Severus, und war dann mit einem hingemurmelten „nicht zuviel auf einmal" von der Konsolenreihe zurückgetreten; eine ziemlich dunkele Bemerkung, die sich wahrscheinlich auf seine verwandten numismatischen Vormittagsstudien bei Seidentopf bezogen hatte.

Das Gespräch war über Oberflächlichkeitsfragen noch kaum hinaus, als Drosselstein Renaten seinen Arm bot, um diese zu Tische zu führen. Eine zurückgeschlagene Doppelportière zeigte den Weg in das nebenan gelegene Eßzimmer. Hier

brannten schon — die Gardinen waren geschlossen — zwei achteckige zierliche Kandelaber, und gaben Licht genug, das Zimmer in allen seinen Theilen erkennen zu lassen. In die Stuckwände waren antike Mosaiken eingelassen, Darstellungen von Wild, Geflügel, Fischen, während an der Decke die „Hochzeit der Psyche" nach Giulio Romanos gleichnamigem Fresko im Palazzo del Té zu Mantua eine für unsere damaligen Kunstverhältnisse bemerkenswerth gute Nachbildung gefunden hatte. Bamme sah nichts von all diesen Dingen, desto mehr Grell, dessen natürlicher Sinn dafür im Moltke'schen Palais ausgebildet worden war.

Renate hatte den Platz zwischen Drosselstein und Bamme. Dieser, vielleicht von Jugend auf, jedenfalls aber seit den Tagen der Guser Tafelrunde fest an dem Satze haltend, daß Medisiren das beste Mittel zu Durchbrechung aller bloßen Unterhaltungspräliminarien sei, warf sich heute mit Ungestüm auf Seidentopf, den er schon mehrere Stunden früher, in der Hohen-Vietzer Pfarre, bei Vorführung des „Odinswagens" zum Opfer für die bevorstehende Dinerkonservation ausersehen hatte. Freilich mit schließlich ausbleibendem Erfolg; ausbleibend, weil er sich, wie der Augenschein lehrte, wieder einmal geirrt, oder

um ihn selber zu citiren: „wieder einmal vor nicht ganz richtigen Ohren" gesprochen hatte. Drosselstein nämlich war zu vornehm, um überhaupt viel zu lachen, Lewin und Renate hatten den Justizrath über eben dasselbe Thema besser und mit noch größerem Behagen peroriren und phantasiren hören, und Berndt — sonst nach Art aller ernster angelegten Naturen ein dankbarstes Publikum für Scherz und Heiterkeiten — steckte doch gerade heute zu tief in seinen Plänen, um sich an Bammes Exkursen über die sechs vorgeblichen Odinsvögel ergötzen zu können. Er nahm vielmehr eine flüchtige Pause wahr, um mit einem kurzen „ad vocem Seidentopf" dem ihm gegenübersitzenden Drosselstein die Mittheilung zu machen, daß er, in seiner Eigenschaft als Patron, die Verlesung des „Aufrufes" von der Kanzel für nächsten Sonntag angeordnet habe.

Und nun rollte statt des „Odinswagens" das Thema „Aufruf" eine Viertelstunde lang friedlich über den Tisch hin, bis von Seiten Drosselsteins die mehr oder weniger provocirende Bemerkung gemacht wurde, daß er in dem Aufrufe das Ostpreußische vermisse. Er fühle wohl, daß er durch ein solches Wort den Vorwurf

einer gewissen Parteilichkeit auf sich lade; der Geist der Provinzen sei nun aber 'mal ein verschiedener, und die Haltung des märkischen Adels, dem er dadurch nicht zu nahe zu treten gedenke, werde jedenfalls zu sehr durch persönliche Beziehungen bestimmt. Davon wisse man sich in seiner heimathlichen Provinz frei. „Ihr Stolz," so schloß er, indem er sich gegen Vitzewitz und Bamme leise verneigte, „ist die Loyalität, die Diskretion, die Reserve; unser Stolz ist die Freiheit. Unter den Händen Dohnas oder Schöns oder Auerswalds hätte dieser Aufruf eine andere Gestalt gewonnen. Seine Tugend ist die Vorsicht, er hat den Hofstempel; was ihm fehlt, ist die Sprache der Gradheit und Männlichkeit."

Bamme wollte scharf antworten, bezwang sich aber, um keine Störung aufkommen zu lassen, und sagte nur: „Sonderbar, je nordöstlicher, desto verpflichteter werden wir jetzt. Wir verdanken den Ostpreußen viel, aber noch mehr, so scheint es, sollen wir den Kosaken verdanken. Wir haben sie seit gestern diesseits der Oder. Haben Sie schon von dem Ueberfall zwischen Alt-Rosenthal und Trebnitz gehört? Hundert Mann gefangen. Es wird Aufsehen machen."

Der Graf war noch ohne Nachricht. Er

ließ sich erzählen, folgte mit sichtlichem Interesse den etwas starkgefärbten Bamme'schen Schilderungen, und war nur schließlich überrascht, sich ohne weiteres „zu Herbeiführung nunmehriger gemeinschaftlicher Operationen" aufgefordert zu sehen. Nicht mit Tettenborn, sondern mit Tschernitscheff in Person.

„Sie müssen ins Hauptquartier, Drosselstein," resolvirte Bamme, „und zwar morgen schon. Unserer eigener Kopfbestand ist in diesem Augenblick besser, als er nach acht Tagen sein wird. Jetzt hab' ich noch einen Aide-de-Camp; aber wie lange bin ich seiner sicher? Jede Stunde kann er auf und davon fliegen. Also rasch. Es muß ein größerer Coup unternommen werden, und ich habe so meine Pläne. Aber dazu bedürfen wir der Russen. Sie kennen ja Tschernitscheff und alles, was um ihn her ist, von Ihren Petersburger Tagen her."

Bamme, trotzdem er von den seiner Zeit umgehenden Gerüchten gehört haben mußte, sprach doch von diesen „Petersburger Tagen" wie von einer lieben Erinnerung des Grafen, und würde noch tiefer in den etwas diffizilen Gegenstand eingedrungen sein, wenn nicht Drosselstein, durch rasches Acceptiren der Mission alles erledigt,

und zu seiner weiteren Sicherheit an Renaten die Frage gerichtet hätte: „Wo nehmen wir den Kaffee?“

„Natürlich in der Galerie.“

„Dort, fürcht' ich, ist es zu kalt.“

„Gleichviel. Die Herren haben die Pflicht, abgehärtet zu sein, und ich stecke mich in Muff und Mantel.“

Drosselstein war es zufrieden, flüsterte gleich darauf dem hinter seinem Stuhle stehenden Diener einige Worte zu, und lenkte dann das Gespräch auf Faulstich und Nippler hinüber, deren gemeinschaftliches Kantatenwerk als ein neutraler Boden für die Konversation angesehen werden konnte. Bamme — nachdem zuvor Nipplers Ansprüche auf den Titel eines „verkanntes Genies“ untersucht und mit Stimmengleichheit verneint und bejaht worden waren — sprach bei dieser Gelegenheit die Hoffnung aus, daß die Kürze des Textes durch die Komposition nicht wieder in Frage gestellt werden möge.

Dieser zugespitzte Satz bot einen guten Tafelschluß. Drosselstein erhob sich, und nachdem er seine Gäste noch einige Minuten in dem Empfangszimmer festzuhalten gewußt hatte, bat er sie, wie es Fräulein Renate befohlen habe, den Kaffee in der Galerie nehmen zu wollen.

LXVI.

Die weiße Frau.

Diese „Galerie", nach Norden hin gelegen, zog sich durch den ganzen linken Flügel des Schlosses. Sie bestand aus drei Sälen, von denen der vorderste die Familienbilder enthielt, einige davon mit großer historischer Staffage. Die Gardinen waren auch hier geschlossen, ein Kaminfeuer brannte, und der Kaffeetisch war inmitten des Saales servirt. Was aber mehr als alles dies das Auge der Eintretenden gefangennahm, waren zwei auf hohen Tripoden stehende Silberschalen, die, zu beiden Seiten des Kamins placirt, ihre blaßblauen Spritflammen in zwei leise zitternden Säulen aufsteigen ließen. Der Graf hatte dies angeordnet, um den kalten Raum rascher zu erheizen, aber vielleicht mehr noch um des malerisch-phantastischen Effektes willen. Und dieser Effekt war erreicht. Es fehlte nicht an Beglückwünschungen.

In weitem Halbkreise wurde Platz genommen und während noch der Kaffee herumgereicht wurde, zeigte Renate, die jetzt zwischen Grell und Hirschfeldt saß, auf ein unmittelbar vor ihnen hängendes Bildniß in ganzer Figur, das im

Schein der beiden blauen Flammen an gespenstigem Leben zu gewinnen schien.

„Das ist sie.“

Grell rückte seinen Stuhl zurück, um besser sehen zu können und sagte dann: „Ein schöner Kopf, aber unheimlich.“

„Ich vermuthe,“ setzte Hirschfeldt hinzu, „daß aus dem unheimlichen Ausdruck dieser Augen die Sage selbst entstanden ist; sie fordern zu der Annahme heraus, daß sie nicht dazu bestimmt waren, sich wie zwei gewöhnliche Augen im Tode zu schließen. Sie haben etwas, als müßten sie wachen und endlos sehen.“

„In jeder alten Galerie finden sich solche Bilder,“ sagte Berndt. „Sonderbarerweise sind es immer Frauen und zwar junge und schöne Frauen.“

„Ein sehr lehrreicher Wink,“ bemerkte Bamme, „der aber unbeachtet bleiben wird, wie so viele andere. Uebrigens würd' ich dankbar sein, über kurz oder lang zu hören, um was es sich eigentlich handelt. Diejenigen unter uns, die das Glück hatten, an Fräulein Renatens Seite die Fahrt hierher zu machen, scheinen inzwischen in einen Geheimbund eingetreten zu sein. Ich vermuthe, wenn Vermuthungen gestattet sind: Wangeline von Burgsdorff.“

Drosselstein nickte.

„Dacht' es," fuhr Bamme fort. „Faulstich hat mir vor Jahr und Tag davon erzählt, aber er kam über Andeutungen nicht hinaus. Ich möchte mehr davon wissen. Hören Sie, wie draußen die Rouleauxringe an den Scheiben klappern? Es muß windig geworden sein. Das ist so recht ein Ton für Gespenstergeschichten. Da wir zwölf Uhr nicht haben können, so müssen wir mit sechs Uhr zufrieden sein. Also Thema: Wangeline. Sie muß eine Großtante von Ihnen gewesen sein, Drosselstein. Was war es mit ihr?"

„Eine kurze Geschichte," sagte dieser. „Wangeline von Burgsdorff war Hoffräulein, und stand im Dienst einer Herrin, die rücksichtslos und ehrgeizig dem aus erster Ehe stammenden Erbprinzen die bekannte „vergiftete Orange" zubestimmt, aber vorläufig nur ans Krankenlager gestellt hatte. Da, von plötzlicher Reue befallen, beschwor sie das Fräulein, in das Zimmer des Kranken zurückzueilen, um diesen zu retten, wenn überhaupt noch zu retten sei. Und über die Korridore hin flog jetzt die leicht verhüllte Gestalt Wangelinens, bis ein ihr plötzlich entgegentretender Kavalier, an dem sie leidenschaftlich hing, ihren

flüchtigen Gang auf Augenblicke hemmte. Auf Augenblicke nur, aber lange genug, um den Tod des Prinzen zu verschulden. Sie kam zu spät, und der Fluch traf sie, das im Leben versäumte Wort im Tode sprechen zu müssen. So geht sie um und warnt."

Diese kurzen Notizen, trotz ihrer Lücken und Dunkelheiten oder vielleicht auch um derselben willen, hatten eines Eindrucks auf die Mehrzahl der Anwesenden nicht verfehlt. Nur Bamme schüttelte historisch-kritisch den Kopf und sagte, während er die Tasse aus der Hand setzte: „Pardon, Drosselstein, daß ich Ihnen widerspreche. Aber es geschieht wenigstens nicht leichsinnig. Sie wissen, ich habe ein paar Liebhabereien, früher waren es die jungen Frauen, jetzt sind es die weißen, und alles, was von Peter Goldschmidts „höllischem Morpheus" an bis auf Rentsch „Brandenburgischen Cedernhain" hinunter, über die weißen Frauen geschrieben worden ist, das hab' ich gelesen. Und siehe da, es ist und bleibt die Orlamünderin. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß sich Ihre Verwandten, die Burgsdorffs, eine neue weiße Frau creirt haben, blos aus Rancune, weil einer von ihnen und zwar niemand Geringeres als Ihr berühmter

Konrad von Burgsdorff, weiland Günstling des großen Kurfürsten, von der wirklichen weißen Frau, (meiner Orlamünderin) die Berliner Schloßtreppe hinuntergeworfen wurde. Dergleichen vergessen unsere märkischen Familien (die wegen mangelnder „Gradheit und Männlichkeit" natürlich alle tückisch und rachsüchtig sind) so gut wie nie, und so haben sich denn die Burgsdorffs durch Aufstellung einer Prätendentin zu revanchiren und dem altetablirten Spuk ein Paroli zu biegen gesucht."

Drosselstein preßte die Lippen zusammen und sagte piquirter als sich mit seiner sonstigen Sprechweise vertrug: „Eh bien, General, wenn Sie den „höllischen Morpheus" gelesen haben, woran ich nicht im Geringsten zweifle, so verzicht' ich darauf, Ihre Meinungen zu widerlegen."

Bamme hörte die Gereiztheit sehr wohl heraus, verneigte sich aber, als ob nichts vorgefallen sei und fuhr in demselben Tone fort: „Es ist wie ich sage: Prätendentenschaft aus Familienrancune. Nichtsdestoweniger, Drosselstein, wenn ich etwas für Ihre Wangeline thun kann, so rechnen Sie auf mich. Erstens bin ich überhaupt für alles Stürzen und Absetzen, das Einzige, was mir die Weltgeschichte lesbar macht,

und zweitens und hauptsächlichst muß ich Ihnen einräumen, daß es meine alte Freundin, die Orlamünderin, ihrerseits übertrieben hat. Sie verdient eine Dethronisirung. Und warum? Weil sie die Gesetze nicht hält. Und daran geht jede Dynastie zu Grunde; auch im Reiche der Gespenster."

Renate lachte und sagte dann: „Aber, General, da gerathen Sie doch in einen argen Widerspruch mit sich selbst. Sie proklamiren erst Ihre Vorliebe für alles Stürzen und Absetzen, will sagen, für alles Auflehnen gegen das gegebene Gesetz und im selben Augenblicke rechnen Sie es Ihrer armen Orlamünderin zum Schaden und Nachtheil an, die Gesetze „im Reiche der Gespenster" nicht gehalten zu haben. Wie wollen Sie da heraus?"

„Eine heikle Situation," replizirte Bamme. „So viel muß ich zugeben, meine Gnädigste. Aber ich will es wenigstens versuchen, aus dem Dilemma herauszukommen. Sehen Sie, da hab' ich diesen letzten Winter ein englisches Trauerspiel, den König Richard III. aufführen sehen. Eine sehr interessante Figur, tapfer, rücksichtslos und was die Hauptsache ist, diabolisch vergnügt. Nun, ich darf wohl sagen, ich habe

mich gefreut, ihn unter seinen Brüdern und Lords aufräumen und sich die Krone aufsetzen zu sehen; aber ich kann nicht behaupten, mich am Schlusse des Stücks über die fatale Lage, in die er sich durch ein halbes Dutzend allerliebster Morde gebracht sieht, im Geringsten gewundert zu haben. Mit anderen Worten, ich lese gern von Stürzen und Absetzen und gedenke bei diesem Geschmack zu bleiben, aber ich find' es andererseits nur in der Ordnung — außerdem auch eine Steigerung meines Vergnügens — den Stürzer und Absetzer schließlich selbst an die Reihe kommen zu sehen. Illegitimitäten sind interessant, und von einem gewissen Standpunkte aus sogar angenehm und begehrenswerth, aber sie bleiben doch zuletzt sie selbst, das heißt Dinge, für die früher oder später gezahlt werden muß. Menschen oder Gespenster, macht keinen Unterschied."

„Und was sind denn nun die „Illegitimitäten" oder die Ungehörigkeiten Ihrer armen Orlamünderin, zu deren Sturze Sie selber mitarbeiten wollen?"

„Zweierlei, meine Gnädigste. Erstens: sie hält nicht das Haus, ist vielmehr ein Wandergespenst, eine ganz unstatthafte Spezies. Sie

spukt reihum und bereist alle alten und neuen Hohenzollernschlösser: Plassenburg, Bayreuth, Berlin. Das scheint eine Kleinigkeit, ist aber ein Kardinalverbrechen. Es gibt Reiseprediger, aber keine Reisegespenster. Das ist gegen die Konvention."

„Es mag gegen die Konvention sein," antwortete Renate, „aber es ist hübsch und gefällt mir um eben so viel besser, wie mir der Hund besser gefällt als die Katze. Ich stelle die Herrentreue höher, als die Treue gegen das Haus."

„Eine feine Doktorfrage," sagte Bamme, „in der ich mich nicht gleich zurecht zu finden weiß."

„Gut; aber Sie sprachen von zweierlei. Was haben Sie weiter? Was war Ihr zweiter Anklagepunkt gegen die weiße Frau?"

„Etwas, wobei ich leider noch weniger auf Ihre Zustimmung rechnen darf, denn es ist eine Bekleidungsfrage?"

„Doch erzählbar?"

„Durchaus; Seidentopf würde darüber predigen können."

„Nun denn."

„Nun denn. Dasselbe Ausdauern, das ich von meinen Gespenstern in Lokalfragen verlange,

verlang' ich auch von ihnen in Toilettenfragen. Aber was zeigt sich thatsächlich? Dieselbe Libertinage. Dreihundert Jahre lang haben wir eine schlichte „weiße Frau" gehabt, nonnenhaft mit Schleier und Skapulier. Das war in der Ordnung. Da geschieht nun was? Hören Sie: Eines Tages, völlig unmotivirt, vervornehmt sie sich und beginnt eine Krause zu tragen. Schlimm genug; mais enfin immer noch une dame blanche. Da plötzlich vollzieht sich das Unerhörte und als wolle sie sich über sich selbst und uns mocquiren, erscheint sie tout-à-fait in einer schwarzen Parure, mit Astrachanmuff und dito Pelzbesatz. Und so haben wir denn jetzt eine „schwarze weiße Frau." Das ist das vorläufig letzte Stadium, wenigstens in Bayreuth. Wie es in Berlin steht, muß erst das nächste Auftreten entscheiden."

„Und wie deuten Sie sich das alles, ist es ein wirklicher Spuk oder Täuschung und Betrug?"

„Tausendkünstler und Gespenstergeschichten-Erzähler, meine Gnädigste, haben Erlaubniß, jede Aufklärung zu verweigern. Aber ich gebe sie dennoch. Den Mondschein und das wehende Handtuch außer Spiel gelassen, mögen Sie sicher sein, daß es von vier Fällen dreimal ein ver-

drießlicher Kastellan und das vierte Mal ein hübsches kleines Hoffräulein ist, ein junges Blut ...."

In diesem Augenblicke wurde Justizrath Turgany gemeldet.

„Sehr willkommen!" sagte Drosselstein und der Angemeldete trat ein.

LXVII.

Der Plan auf Frankfurt.

„Wie stehen Sie zu der weißen Frau?" rief Renate dem eintretenden Justizrath entgegen, der seinerseits, ohne sich verwirren zu lassen, unter leichtem Gruß gegen die Fragestellerin antwortete: „Gut, meine schöne Freundin. Ich stehe zu allen Frauen gut."

„Auch zu den weißen?"

„Auch zu den weißen," wiederholte Turgany. „Ganz besonders aber zu der Bayreutherin, die letzten Sommer wieder viel von sich reden machte. Natürlich in den Zeitungen. Ich halte sie für die patriotischste Frau des Landes, seit sie den großen Empereur zweimal aus ihrem Schlosse hinausgespukt hat. „Ce maudit château" waren

seine höchsteigenen Worte. Aber vertagen wir das. Ich möchte zunächst bitten, mich mit den beiden Herren ad latus Fräulein Renatens bekannt zu machen."

Drosselstein stellte Grell und Hirschfeldt vor, die alsbald nach einer kurzen, in Sprüngen geführten Unterhaltung überrascht waren, den Justizrath in alle Geheimnisse der letzten Kastaliasitzung eingeweiht zu finden. Als sie dieser Ueberraschung Ausdruck gaben, sagte Turgany: „Sie vergessen, meine Herren, daß ein Jurist verpflichtet ist, Aug' und Ohr überall zu haben, zumal in Zeiten wie die jetzigen. Ich habe mich eben zu Ihrer Verwunderung über Calcar und die Seydlitz-Sporen verbreitet, aber was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen auch von den andern, historisch beglaubigteren Sporen erzählen wollte, die seitens des Generals O'Donnell in der Kathedrale zu Tarragona aufgehängt wurden."

In solchen Andeutungen ging es weiter. Alle waren neugierig geworden, bis sich zuletzt das Räthsel löste. Himmerlich, ein jüngerer Studiengenosse Othegravens, stand in Korrespondenz mit diesem und ermangelte nie über die literarischen Wochenvorgänge zu berichten. Von Othegraven kam es dann an Turgany.

Dieser hatte Platz genommen, und während er noch, unter fortgesetzten Aperçus, in denen er excellirte, seine Tasse ausnippte, sagte Drosselstein: „Und nun, Turgany, was verschafft uns die Freude, Sie hier zu sehen? Ich bin Erfahrungsmann genug, um Ihnen irgend etwas wie Geschäfte von der Stirn zu lesen. Auch ist mir Ihr Sprühfeuer verdächtig. Ich fürchte, die Douche kommt nach. Was ist es? Etwas Juristisches?"

„Nicht doch," entgegnete Turgany. „Höher hinaus. Politisch-militärisch."

„Das wäre," sagte Drosselstein, und Berndt und Bamme horchten auf, ohne zunächst an einen rechten Ernst zu glauben.

Der Justizrath aber wiederholte: „Politisch-militärisch. Lassen Sie mich gleich in medias res gehen. Ich darf es doch? Wir sind unter uns?"

Drosselstein nickte.

„Nun denn," begann Turgany, „was mir zu sagen obliegt, ist kurz das: Wir haben seit drei Tagen den französischen General Girard in unserer Stadt, von der Armee des Vicekönigs, mit ihm zwei schwache Regimenter, keine zweitausend Mann."

„Kriegskasse?" fragte Bamme.

„Nein, aber fünfzig Kanonen, bronzene Acht- und Zwölfpfünder. Und auch das ist nicht zu verachten. Die Tage sind vor der Thür, wo wir sie werden brauchen können, brauchen in der richtigen Direktion, das heißt mit Front gegen Westen. Der „Aufruf" verschweigt es, aber man muß zwischen den Zeilen lesen."

Berndt und Bamme wechselten Blicke des Einverständnisses; Turgany fuhr fort:

„Also zweitausend Mann und fünfzig Kanonen. Es fragt sich, ob die Mittel da sind, einen Ueberfall gegen diese feindlichen Streitkräfte zu wagen. Auf die Frankfurter Bürgerschaft, oder doch auf einen starken Bruchtheil derselben, ist mit Sicherheit zu rechnen. Und im Namen dieser Bürgerschaft bin ich hier. Othegraven, der an der Spitze steht, ist entschlossen, mit zwölf Mann alten Soldaten, die sich freiwillig gemeldet haben, den General Girard gefangen zu nehmen. Zugleich Stab und Adjutantur des Generals. Was die Besatzung angeht, so befindet sie sich in der Dammvorstadt, an der andern Seite der Oder. Alles liegt also daran, die Verbindung zwischen hüben und drüben zu stören. Das Aufeisen des Flusses hat zu beiden Seiten der Brücke bereits begonnen; diese

selbst wird geopfert werden, wenn es die Umstände fordern. Hier haben Sie, was unsererseits geboten werden kann.“ Der Justizrath schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Lassen Sie mich noch ein paar Worte hinzusetzen. Ihre Landsturmkräfte, soweit ich eingeweiht bin, reichen muthmaßlich für das Unternehmen aus, sie werden aber sicher ausreichen, wenn die Russen, die nur drei Meilen von Frankfurt stehen, ihre Mitwirkung zusagen. Diese Mitwirkung würde sich auf einen bloßen Scheinangriff gegen die Dammvorstadt zu beschränken haben und nur den Zweck verfolgen, die jenseits liegenden zweitausend Mann von einem Uebergangsversuche auf das diesseitige Flußufer abzuhalten. Ich war angewiesen, alles dies, behufs weiterer Veranlassung, zur Kenntniß unseres nächsten Nachbars, des Herrn Grafen Drosselstein zu bringen; ein glücklicher Zufall aber hat es gefügt, daß ich dem Herrn General selbst (und hierbei verneigte sich Turgany gegen Bamme) ein Bild der Sachlage geben konnte.“

Alles war sehr ernst geworden, und weder die klappernden Rouleauxringe, noch Wangeline selbst konnten länger als Ursache des Fröstelns gelten, das plötzlich über alle hinlief. Es war

vielmehr das Bewußtsein, sich auf einen Schlag vor eine Entscheidung gestellt zu sehen; jeder erschrak, und selbst in Berndt und Bamme befehdete sich das Gefühl einer schweren und gefahrvollen Verantwortung mit ihrer Freude darüber, daß nun endlich die Stunde gekommen sei. Nach einer Weile sagte Bamme:

„Hirschfeldt, Sie haben mehr Krieg gesehen als ich, was antworten wir?“

Hirschfeldt zuckte leise die Achseln und begleitete dies Achselzucken mit einer Handbewegung, die so gut Zustimmung wie Ablehnung ausdrücken konnte. Der alte General gewann dabei seine gute Laune wieder und sagte: „So weit bin ich gerade auch: halber Weg zwischen ja und nein. Ihre spanische Kriegsführung, so viel ich davon weiß (leider wenig genug), ist eine lange Kette von Beschleichungen und Ueberrumpelungen gewesen. Ich wette, daß Sie dergleichen zu Dutzenden hinter sich haben. Sie müssen also davon wissen. Was halten Sie von Ueberfällen einer feindlichen Stadt? Denn als solche, verzeihen Sie, Justizrath, müssen wir Ihr loyales Frankfurt um seiner feindlichen Besatzung willen vorläufig ansehen.“

„Was ich zu sagen habe,“ nahm jetzt Hirsch-

feldt das Wort, „ist kurz das. Alles hängt, die russische Mitwirkung als sicher angenommen, von der Beschaffenheit eben dieser feindlichen Besatzung ab; ist es eine gute Truppe, so geht es schlecht, ist es eine schlechte Truppe, so geht es gut."

„Dann wird es gut gehen," warf jetzt Vitzewitz dazwischen. „Und unter allen Umständen, wir dürfen diesen Vogel nicht wieder aus den Händen lassen, auch nicht auf die Gefahr hin, daß er uns kratzt und beißt. Aber er wird es nicht. Diese Regimenter sind Rudera, wie die hundert Mann, die wir in Guse hatten. Ein Hurrah, und sie werfen die Gewehre weg. Also mit gutem Muthe vorwärts. Oder sollen wir uns niedriger veranschlagen, als die zwanzig Kosaken sammt ihrem Tettenborn! Ich für meine Person acceptire den Plan, und antworte mit einem bedingungslosen: „ja".

Alles stimmte bei; selbst Renate wurde für einen Augenblick von dem kriegerischen Geiste ihres Hauses erfaßt. „Ja, ja," klangen die Stimmen durcheinander. Endlich legte sich die Aufregung, und nachdem Drosselstein sein Versprechen wiederholt und seinen Besuch im russischen Hauptquartier auf den andern Vormittag festgesetzt hatte, erklärten sich Berndt und Bamme

bereit, unmittelbar nach Rückkehr des Grafen eine Frankfurter Rekognoszirungsfahrt antreten zu wollen. Bei Gelegenheit dieser Fahrt sollten dann mit Othegraven alle weiteren Verabredungen zu prompter gemeinschaftlicher Aktion, an der übrigens Turgany persönlich nicht theilnehmen zu wollen erklärte, getroffen werden.

Die Stimmung zu scherzhaftem Geplauder ließ sich nicht wiederfinden, und so wurde denn zu verhältnißmäßig früher Stunde aufgebrochen. Erst fuhr der Schlitten vor; zehn Minuten später hoben sich auch die Reiter in ihre Sättel. Der Thauwind, der während der Nachmittagsstunden geweht, hatte nachgelassen, und es zog eine scharfe Luft von Osten her; der Himmel klärte sich wieder und die Sterne traten immer blitzender hervor.

Bamme ritt zwischen Berndt und Tubal. Es ging im Schritt, und der Shetländer hatte Mühe, sich mit den beiden andern Reitern en ligne zu halten. Ein jeder hing seinen Betrachtungen nach; endlich sagte Bamme: „Wer ist dieser Othegraven?"

„Ein Conrector," antwortete Berndt. „Etwas steif und pedantisch, aber energisch und muthig von Natur. Und hätt' er diesen Muth nicht,

so würd' er ihn aus seiner Begeisterung schöpfen. Ein Mann von Ehre."

„Sonderbar," sagte Bamme. „Zu meiner Zeit waren die Conrectors anders. Wir hingen ihnen einen Papierzopf an, oder bemalten ihnen den Rücken, und ich entsinne mich nicht, daß es von irgend einem geheißen hätte: er sei ein Mann von Ehre."

Der Alte schwieg, schien aber seinen Gedanken weiter gesponnen zu haben, als er nach einer Weile fortfuhr: „Ihre Schwester, die Gräfin, liebte von solchen Dingen zu sprechen und sah dann immer verdrießlich aus, weil sie nicht recht wußte, ob sie weinen oder lachen sollte. „Das ist der Wind, der von Westen her weht." Es war französisch, das war das Gute daran, aber das Aufkommen der Roture störte sie wieder. Ich für mein Theil habe nichts gegen die Roture. Kann mir nicht helfen, mir bedeutet der Mensch die Hauptsache, und ist dieser ganz allgemeine homo, von dem ich als guter Lateiner wohl sprechen darf, wirklich um einen Kopf gewachsen, seitdem sie drüben den armen König um eben so viel kürzer gemacht haben, so scheint mir die Sache nicht zu theuer bezahlt. Le jeu vaut la chandelle. Auch eine Guser Reminiscenz. Ach,

Bitzewitz, das dümmste sind doch die Vorurtheile. Wie gefiel Ihnen Drosselstein, als er heute wieder das ostpreußische Register zog?"

„Und noch dazu an falscher Stelle," lachte Berndt. „Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, von wem der Aufruf geschrieben wurde. Staatsrath Hippel. Ostpreußisches pur sang. Aber ich wollte Drosselstein die Beschämung ersparen. In unseren Schwächen sind wir am empfindlichsten, Sie, ich, jeder. Seien wir froh, daß wir ihn haben; er ist doch der Sanspareil unseres Kreises und von Kopf zu Fuß ein Edelmann. Die meisten heißen blos so; er hat aber den Vorzug einer zu sein."

Bamme stimmte bei; damit brachen sie das Gespräch ab, und setzten ihre Pferde in Trab.

* * *

In Hohen-Vietz angekommen, hatten alle das Bedürfniß nach Ruhe und zogen sich zurück, unter den ersten Hirschfeldt und Tubal, die dasselbe Zimmer inne hatten. Sie plauderten noch eine kleine Weile, dann wurde Hirschfeldt still. Er schlief. Nur Tubal wachte noch.

Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf, deren er nicht Herr werden konnte.

„Bin ich verlobt?“ fragte er sich, als er endlich das Licht gelöscht hatte. „Ich glaube ja.... Da müßt' ich ja glücklich sein! Und bin ich es? O gewiß, ich bin es, ich bin glücklich... Aber nicht glücklich genug; ich würde sonst jubeln, und nichts hören und sehen als sie. Und seh' ich sie? Sonderbar, ich habe kein deutliches Bild von ihr. Kaum ein Bild überhaupt.... Und doch lieb' ich sie. „Wer liebte sie nicht!“ sagte die Tante.... Ach, Glück, Glück. Hab' ich Dich? Und ich frage noch.... Undankbarer, der ich bin!“

So sann er weiter. Immer schattenhafter zogen die Bilder an ihm vorüber, bis auch er entschlief.

LXVIII.

Eingeschlossen.

Der nächste Tag, ein Sonnabend, war ein Tag der Vorbereitungen. Bamme saß über Plänen und Karten, während Berndt in aller Frühe aufgebrochen war, um die fernerstehenden Truppentheile heranzubeordern. Gleich nach drei Uhr war er von diesem Ausfluge zurück. Als er wenige Minuten später in das Parterrezimmer

des alten Generals eintrat, fand er diesen in eifrigem Gespräche mit Drosselstein, der eben über seine Sendung ins russische Hauptquartier rapportirte. Tschernitscheff war ihm nicht nur mit ausgesuchter Artigkeit entgegengekommen, sondern hatte sich auch dahin geäußert, daß er auf Vorschläge wie diese, mit andern Worten auf Kooperation, recht eigentlich gerechnet habe. Nur diese verspreche bei dem kleinen Kriege, der voraussichtlich in den nächsten Wochen bevorstände, die gewünschten Erfolge. Der Ueberfall Frankfurts, wenn nur von allen Seiten rechtzeitig eingegriffen würde, böte geringere Schwierigkeiten, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die französischen Truppen seien decouragirt, unter allen Umständen aber erheische die Parkirung eines so bedeutenden Geschützmaterials einen raschen Versuch. Er proponire deshalb die Nacht von Montag auf Dienstag und werde seinerseits im Laufe des voraufgehenden Tages bis in die Kunersdorfer Gegend rücken, um von dort aus zu näher festzusetzender Stunde die Dammvorstadt angreifen zu lassen, und zwar mit zweitausend Mann Elitetruppen. Seines Eifers dürfe man sich versichert halten; er werde persönlich zugegen sein und den Angriff leiten.

So Drosselsteins Bericht, dem Berndt und Bamme mit wachsendem Interesse gefolgt waren. Beide glaubten in dem guten Ausgange dieser Mission das Unterpfand weiteren Gelingens erblicken zu dürfen und setzten die schon vorher geplante „Rekognoszirung gegen Frankfurt" auf den nächsten Vormittag fest. Zugleich dankten sie dem Grafen für den diplomatischen Takt, mit dem er die Verhandlungen geführt habe, woran sich dann die Bitte reihte, wenigstens bis zu Tische bleiben zu wollen. Drosselstein indessen lehnte, Geschäfte vorschützend, ab und empfahl sich, nachdem er noch einmal gebeten hatte, die Nacht von Montag auf Dienstag, „schon um den guten Willen Tschernitscheffs nicht zu verwirren," zu Ausführung des Unternehmens im Auge behalten zu wollen.

Gegen Abend kam Seidentopf, und Jeetze wartete, daß der Kartentisch befohlen werden würde. Die Tarokpartie fiel aber aus, ein Zeichen, daß die Generalspflichten schwer auf Bamme zu lasten begannen. Er selber scherzte darüber und suchte sich durch Selbstpersiflirung, die dann wieder mit Uebermüthigkeit wechselte, die Last etwas leichter zu machen; aber er kam nicht weit damit, und nur als Berndt von der

Heiligkeit des Sonntags zu sprechen und zu Seidentopf gewandt einmal über das andere ein Bedauern auszudrücken begann, daß er, um der Frankfurter Rekognoszirungsfahrt willen, die Kirche, die Predigt und die Verlesung des Aufrufs versäumen müsse, regte sich der alte Widerspruchsgeist in ihm, und er fuhr mit einem in höchster Stimmlage gesprochenen „ich für mein Theil versäume nicht viel" scharf und trocken dazwischen. Einige Minuten später zogen sich alle zurück, nachdem man noch überein gekommen war, sich am andern Morgen eine halbe Stunde früher als gewöhnlich am Frühstückstische zu treffen.

* * *

Und nun war dieser andere Morgen da, und die Glocken des Hohen-Vietzer Thurmes klangen durch die winterklare Luft. In dem Herrenhause war alles Leben und Bewegung; die einen rüsteten sich zum Gange in die Kirche, die andern zu der Frankfurter Fahrt. Es fehlten nur noch zehn Minuten an zehn; Krist fuhr vor (wieder die Ponies) und erst Berndt und Bamme, dann Hirschfeldt und Grell bestiegen das offene Gefährt. Nur Lewin und Tubal blieben zurück, vielleicht weil die Sitzplätze des Wagens nicht

recht ausreichten, vielleicht auch, um an einem so wichtigen Tage wie der heutige, den herrschaftlichen Chorstuhl nicht unbesetzt erscheinen zu lassen. Und jetzt begannen die Glocken zum dritten Mal zu läuten und während mit den Abfahrenden noch Grüße gewechselt wurden, boten die beiden zurückbleibenden Freunde den schon zum Kirchgange bereitstehenden Damen ihren Arm und schritten mit ihnen erst durch die verödeten Gänge des Parkes, dann durch die Lindenallee bis zur Kirche hinauf. Die kleine Seitenpforte war verschlossen, so daß sie heute den Haupteingang benutzen und durch den Thurm, wo die Bahre und die gesprungene Türkenglocke stand, in die Kirche eintreten mußten. Diese war schon gefüllt, da jeder in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Wort über Krieg und Frieden von der Kanzel gesprochen werden sollte. Nur der Majorsstuhl dicht vor dem Altar war leer wie immer.

Renate und die Schorlemmer gingen das Mittelschiff hinauf, Lewin und Tubal folgten. Als sie bis in die Mitte waren, bogen sie nach rechts hin in einen Quergang ein, der erst zu einem schmalen Treppchen und mit Hülfe desselben zu dem herrschaftlichen Chore hinauf führte. Hier

nahmen sie Platz auf alten hochlehnigen Lederstühlen und stimmten in das Lied ein, das eben gesungen wurde. Lewin saß am meisten zurück, Tubal unmittelbar hinter Renate und der Schorlemmer, so daß er zwischen ihnen hindurch den Blick auf das große Denkmal und ein paar der vordersten Bankreihen frei hatte. Auf der zweitvordersten Bank saß Schulze Kniehase sammt Frau und Tochter. Marie hatte sich mit Renaten leise begrüßt, aber seitdem von ihrem Gesangbuche nicht mehr aufgeblickt.

Es war ein schöner Tag; alles sah hell aus, und dieser Eindruck wuchs noch, als die lichte Gestalt unseres Seidentopf auf der Kanzel erschien. Der Gesang schwieg und nur die Orgeltöne klangen noch leise nach, während alles sich neigte, um, dem Vorgange des Geistlichen folgend, ein stilles Gebet zu sprechen. Nun aber ging es wieder wie Leben durch die Versammlung, aller Köpfe richteten sich auf und Seidentopf, mit der Rechten sein langes weißes Haar zurückstreichend, begann: „Andächtige Gemeinde! Der Tag, den wir ersehnt haben, ist gekommen. Vor Wochen und Monaten schon, als Gott auf den russischen Schlachtfeldern sein Zeichen gab, als edle und tapfere Heerführer, den Schein des Ungehorsams

nicht fürchtend, im wahrhaften Sinn und Geist unseres Königs zu handeln und den ersten entscheidenden Schritt zur Abwerfung eines uns unerträglich gewordenen Joches zu thun wagten, schon damals wußten wir, daß dieser ersehnte Tag kommen werde. Aber er war noch nicht da. Nun ist er angebrochen. Der Uebergang von der Knechtschaft in die Freiheit bereitet sich vor. Der König hat geredet, das ungeduldig erwartete Wort, es ist gesprochen worden. Jeder unter Euch kennt es, aber von dieser Stelle aus sei es noch einmal verkündet."

Und nun entfaltete unser Freund das den Aufruf abschriftlich enthaltende Blatt und las mit lauter und eindringlicher Stimme. Die Wärme seines Vortrags lieh auch den einfachsten Sätzen Bedeutung und Leben und eine Wirkung gab sich zu erkennen, wie sie bei dem Einzellesen daheim niemand an sich erfahren hatte. Besonders waren es die Worte, die von der Vaterlandsliebe und der in Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten bewährten Anhänglichkeit an den König sprachen, denen die Versammlung mit sichtlicher Bewegung folgte.

Und nun fuhr Seidentopf fort: „So, meine Freunde, hat der König gesprochen. Gesprochen

wie noch nie zuvor, weil er noch nie zuvor in gleich hohem Maße das für einen König erhebenste und beglückendste Gefühl haben durfte, das Gefühl einer reinen und vollkommenen Uebereinstimmung mit seines Volkes Wunsch. Ein heiliger Krieg ist es, der beginnt, ein Krieg voll Hoffnung auf innerliche Befreiung, und so will ich denn sprechen über die Worte des Propheten Jeremias im achtzehnten Kapitel: „Und plötzlich rede ich gegen ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotte, zerbreche und verderbe; wo sich es aber bekehret von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun." Ja, meine Freunde, Gott war auch wider uns, daß er uns ausrotte, zerbreche und verderbe um unserer Schuld und Sünde willen, denn diese Schuld war groß."

Und nun begann er, rückwärts blickend, seiner Gemeinde das Bild unserer Schuld zu malen. Unter eines großen Königs Regiment hätten wir rasch den Gipfel des Ruhmes erklommen, eines Ruhmes, der uns hochfahrend, sorglos und bequem gemacht habe. Unredlicher Gewinn habe zum Ueberfluß unser Gebiet vergrößert, bis die Hälfte unseres Landes aus

fremdem Volk bestanden habe, derart, daß wir kaum noch gewußt hätten, ob wir Deutsche seien oder nicht. Und während von andern Völkern um hohe Güter des Lebens gekämpft worden sei, hätten wir selbstgerecht und selbstsüchtig seitab gestanden und des Glaubens gelebt, daß wir durch bloße Ruhe mächtiger und furchtbarer werden würden. So sei der trotzig-übermüthigen Klugheit unserer staatlichen Jugend eine verzagte Klugheit auf dem Fuße gefolgt und mit dem Hinschwinden unseres Ruhmes sei zuletzt auch unsere Ehre mehr und mehr ein Schattenbild geworden. Eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung habe die mühsamen Werke besserer Jahre zerstört, bis es endlich über uns hereingebrochen sei und der Herr, um mit den Worten des Propheten zu sprechen, „wider uns geredet habe", als gegen ein Volk, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Ein zermalmendes Kriegsunglück, das noch in unser aller Gedächtniß sei, habe uns schließlich von unserer falschen Höhe in den Abgrund geworfen.

Hier machte Seidentopf eine Pause. Dann aber sich vorbeugend, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ein zermalmendes Kriegsunglück,

sagte ich. Aber schlimmer als dieser Krieg war der Frieden, der folgte. Ich rede nicht von der äußerlichen Noth, die er mit sich führte, ich rede von der traurigen Gewöhnung, die er schuf, das Unwürdige zu dulden. Eine Gewöhnung, die soweit ging, daß in vielen Gemüthern (nicht in den Euern, meine Freunde) der Wunsch und die Hoffnung auf einen bessern und würdigeren Zustand verloren ging. In vielen war nur noch der Gedanke lebendig, wie man sich dem fremden Joch am bequemsten fügen könne. Andere aber, die noch die Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht aufgeben wollten, worin gefielen sie sich, in was suchten sie die Rettung? In Lug und Trug. Ihr Thun wurde Heuchelei und um die drohendste Gefahr zu vermeiden, zeigten sie Freundschaft und baten um solche, wo sie doch nur verachten und verabscheuen konnten. Jene Schamlosigkeit war da, die um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintenansetzt oder vergißt. So war unser Zustand, meine Geliebten, und wir selber waren nach den Worten der Schrift „wie die Heiden in der Wüste". Das waren die zurückliegenden Tage unserer Gefangenschaft; aber danken wir dem Herrn: ein neuer Tag ist da."

Und nun begann er seiner Gemeinde zu zeigen, was dieser „neue Tag" erheische und bedeute: Rückkehr zur Wahrheit, Rückkehr zu dem Muthe, den die Wahrheit giebt. Er führte dies aus und nannte die „Wehrhaftigkeit des Volkes", wie sie durch den heute verlesenen Aufruf proklamirt worden sei, eine Morgengabe, eine Gewähr besserer Zeiten. Im Gegensatz zu Jahrzehnten, wo der Uebermuth des Soldaten den Muth für etwas ihm ausschließlich Zuständiges gehalten habe, sei der Muth jetzt eine Pflicht jedes Einzelnen geworden. Und diesen Muth würden auch sie zu bethätigen haben, jede Stunde könne sie rufen, und käme sie, so sollten sie sich derselben würdig zeigen.

Andächtig war die Gemeinde gefolgt. Auch Lewin hatte diesmal nicht Zeit gefunden, nach dem Rothkehlchen auszuschauen, und nur Tubals Aufmerksamkeit war bald abgeirrt und hatte zwischen dem großen Grabdenkmal und dem silbernen Altarkruzifix einen mechanischen Pendelgang gemacht, den die wunderlichsten Fragen begleitet hatten. „Wie viel hat das Grabdenkmal gekostet?" „Wovon sind die Messingleuchter so blank?" „Welcher Vitzewitz hat das Kruzifix gestiftet?" und dann waren neue Fragen gekommen,

um schließlich den ersten wieder Platz zu machen. Und woher das alles? Hatten die Seidentopf'schen Worte doch eines tieferen Tones entbehrt? O nein. Aber auf ihrem unausgesetzten Gange zwischen dem Grabdenkmal und dem Kruzifix waren seine Blicke Marie begegnet. Das war es. Ihr Mund zuckte von Zeit zu Zeit und ihre großen dunklen Augen erschienen wie geschlossen, so tief lagen sie unter dem Schatten ihrer Wimpern. Er sah das blasse feingeschnittene Profil, und sah es, bis er nur noch sah, und nichts mehr hörte, als die vorwurfsvolle Stimme in seinem Innern, die leise seine Blicke begleitete.

* * *

Die Predigt hatte mittlerweile geschlossen, nur das Gebet war noch zu sprechen und alles sah erwartungsvoll zu der Kanzel auf, auch Marie. Sie fühlte wohl, daß Blicke von dem Chorstuhl her sie trafen, aber sie hatte die Kraft, dieser Blicke nicht zu achten oder doch in ihrer Seele sich ihrer zu erwehren, denn sie war reinen Gemüths und ohne Schein und Falsch.

Seidentopf aber betete: „Barmherziger Gott und Herr. Du hast Großes an uns gethan, daß Du uns berufst, um ein freies und würdiges Dasein zu kämpfen. Steh uns bei. Der Sieg

kommt von Dir und mit Vertrauen ist es, daß wir Heil und Segen für unser Thun von Dir erflehen. Schütze den König, verleihe Weisheit und Kraft den Heerführern, Muth denen, die die Waffen tragen, treue Ausdauer aber allen, auch uns. Und wie das Glück des Krieges auch wechseln möge, eines gieb uns als seine letzte Segnung, gieb uns Freiheit und Frieden."

Nun fiel wieder die Orgel ein, der letzte Vers wurde gesungen, und langsam erhoben sich die Hohen-Vietzer und verließen die Kirche. Marie blieb zurück, um Renaten und die Schorlemmer zu begrüßen; dann schritten sie gemeinschaftlich den Mittelgang hinunter. Tubal und Lewin folgten.

Als alle den spitzbogigen Mauereinschnitt erreicht hatten, der von der Seite her in den Thurm führte, bemerkte Marie, daß sie das Gesangbuch sehr wahrscheinlich auf ihrem Sitzplatze habe liegen lassen. Sie wollte umkehren, aber Tubal litt es nicht und schritt den Mittelgang wieder hinauf, um das vermißte Buch zu holen. Marie sah ihm nach und wartete, während die andern durch das Außenportal ins Freie traten.

Das Buch war nicht da. Tubal, nachdem er erst auf der Bank und dann am Fußboden

hin und her gesucht hatte, richtete sich endlich wieder auf und machte mit beiden Armen ein Zeichen, das die Vergeblichkeit seiner Bemühungen ausdrücken sollte.

Marie rief ihm zu: „Da muß ich selber kommen," und ging nun ebenfalls das Kirchenschiff hinauf. Aber in diesem Augenblicke hatte sich das Buch auch schon auf einem schmalen Brett unter der pultartigen Schrägung gefunden und Tubal hielt es triumphirend in die Höhe und ihr entgegen. Sie nahm es dankend aus seiner Hand, wandte sich dann und schritt eilig wieder dem Ausgange zu; ehe sie diesen jedoch erreicht hatte, hörte sie, daß von außen her zugeschlossen wurde. Der alte Kubalke, von seinem Orgelchor herabkommend, hatte nicht bemerkt, daß noch wer in der Kirche war.

Marie fuhr zusammen, faßte sich indessen rasch und sagte: „Wir sind eingeschlossen, bitte, pochen Sie schnell an die Thür."

Auch Tubal war erschrocken, aber anders als seine Gefährtin. Er fühlte sich wie von einem elektrischen Schlage getroffen.

„Wozu pochen, Marie," sagte er, „der Alte würde uns doch nicht hören. Und so wären wir denn Gefangene."

„Ja, aber in einer Kirche gefangen. Und auf alle Fälle, die Fenster sind nicht hoch .... und Renate wird unsere Abwesenheit bemerken."

„Gewiß; aber hoffen wir, nicht zu früh."

Marie hörte, wie seine Stimme zitterte.

„Gut," sagte sie, „so sind wir denn Gefangene. Machen wir das Beste davon und nutzen wir die Zeit. Es verlohnt sich immer, zu lernen, und ich wette, Sie kennen unsere Kirche noch nicht. Niemand kennt sie; jeder glaubt genug gethan zu haben, wenn er das große holländische Monument bewundert und den Namen des alten Matthias von Vitzewitz oder wohl gar den seiner tugendreichen Veronika von Beerfelde mühsam entziffert hat. Das heißt dann die Hohen-Vietzer Kirche kennen. Wir haben aber hier vielerlei."

Sie sprach dies alles in beinahe heiterem Tone, ganz ersichtlich, um ihre Befangenheit zu verbergen, und als Tubal, statt aller anderen Antwort, ihr nur immer forschender ins Auge sah, setzte sie rascher und hastiger hinzu: „Ich muß Ihnen das alles zeigen. So verlieren wir diese Minuten nicht. Von dem zerbrochenen Taufstein, von dem die Leute sagen, er sei tausend Jahre alt, will ich Ihnen nicht erst

erzählen, Sie glauben es doch nicht; aber hier rechts das Muttergottesbild, das müssen Sie sehen. Sehen Sie, die Maria hat ihr Christkind aus den Händen fallen lassen."

„Vielleicht weil sie wieder freie Hand haben wollte."

„O nicht doch, das ist Spott und gottlos. Und ich sehe schon, es paßt so wenig für Sie, wie der tausendjährige Taufstein. Aber hier, das ist etwas, das paßt für uns beide," und dabei zeigte sie mit ihrer Hand auf einen alten, aufrecht stehenden Grabstein, der in die Wandstelle dicht neben dem Muttergottesbilde eingemauert war.

Tubal trat an den Stein heran und las: „Katharina von Gollmitz."

„Ja, das war ihr Name."

„Lassen wir den Namen," sagte Tubal, „was soll er uns? Was sollen uns die Todten?"

„Doch, doch, Sie müssen von ihr hören. Sie war die Freundin eines damaligen Fräulein von Vitzewitz, den Vornamen hab ich vergessen, aber nehmen wir an, daß sie Renate hieß."

„Nicht Renate."

„Ja, nehmen wir an, daß sie Renate hieß.

Und ihre Freundin, eben diese Katharina von Gollmitz, deren Grabstein Sie hier vor uns sehen, die starb hier und wurde hier begraben. Aber das todte Fräulein von Gollmitz hatte Sehnsucht in ihre Heimat und wollte fort von hier aus dem fremden Grabe wieder heraus."

„Ich glaub' es nicht."

„O, Sie müssen es glauben, denn es ist wahr und es weiß es jedes Kind hier. Und immer, wenn das Fräulein von Vitzewitz über diesen Grabstein hinschritt, der damals noch mit den andern Steinen im Mittelgange lag, dann hörte sie, wie die Freundin rief: „Renate, mach' auf!"

Tubal lächelte.

„Und so rufen auch wir jetzt; nicht wahr?"

„Nicht ich."

„Doch, doch, Sie müssen es auch rufen, denn so gemahnt uns der Grabstein. Und alles, an das uns die Grabsteine mahnen, auch wenn sie stumm sind, das müssen wir thun."

„Ja; nur nicht heute, nur nicht in dieser Minute. Wir leben, Marie."

„Aber wie lange noch?" antwortete diese.

Tubal stutzte. Es war etwas in ihrem Wort, das ihn getroffen hatte. Er entschlug sich

indessen des Eindrucks wieder und sagte nur: „Lassen wir die Grabsteine."

Und damit schritten sie wieder in den Mittelgang der Kirche zurück.

Als sie die vordersten Bänke beinah erreicht hatten, unterbrach Tubal das lange Schweigen und sagte mit weicherer Stimme: Nicht wahr, Marie, wir wollen gute Kameraden sein? Das Schicksal hat uns hier zusammengeführt. Ist es nicht, als ob wir einander gehören sollten?"

„Nein, nicht wir .... Aber horch, ich höre Stimmen."

„Welche?"

„Ich weiß es nicht."

„Nicht unsere Stimmen, Marie, nicht Ihre, nicht die meine?"

„Nein, nein, Renatens."

Sie betonte den Namen und er fühlte wohl weshalb. Aber außer sich ergriff er jetzt ihre Hand und sagte mit rasch sich steigernder Heftigkeit: „Renate und immer wieder Renate. Wozu, was soll es? Ich bitte Sie, nur jetzt nicht diesen Namen; ich mag ihn nicht hören. Er will sich zwischen uns stellen, aber er soll es nicht. Nein, nein, Marie!" Und er warf sich nieder und umklammerte sie, während er sein

glühendes Gesicht an ihrem Kleide barg. Einen Augenblick war es ihr, als ob sie nach Hülfe rufen oder in der pochenden Angst ihres Herzens das Altartuch erfassen sollte, aber plötzlich von einem andern Gedanken durchblitzt, riß sie die halb offene Thür auf, die zu dem Majorsstuhl führte und zeigte mit ihrer Rechten auf die Blutstelle, die das Grauen aller derer war, die davon wußten.

Umsonst.

„Und ob Leben und Sterben zwischen uns stünde," rief er, „ich lasse Dich nicht, Marie .... ich will es ...."

Da wurd' es wirklich von außen her laut, der Schlüssel drehte sich im Schloß und gleich darauf erschien der alte Jeserich Kubalke und kam zwischen den Chorstühlen langsam die Fliesen herauf.

„Nichts für ungut, junger Herr. Aber mit einundachtzig da hat man keine Augen mehr, und da hab' ich Sie denn eingeschlossen und gefangen gesetzt. Und zwei schmucke Gefangene, das muß ich sagen. Ja, ja, Marie."

Beide hatten unter dieser Begrüßung ihre Ruhe wieder gewonnen und erzählten nun dem Alten, daß sie die Zeit ausgenutzt und die

großen Grabsteine gelesen hätten, auch den von der Gollmitz.

„Auch den von der Gollmitz. Weiß schon, das war das Fräulein, das nicht hier bleiben wollte. Ja, das muß man lesen. Aber die jungen Leute thun's nicht und wenn sie's thun, so denken sie nichts dabei. Ja, die Grabsteine ...."

So plaudernd waren sie wieder bei dem Ausgange der Kirche angekommen.

„Vater Kubalke," sagte Marie, „wir haben denselben Weg."

Tubal trat an sie heran und bot ihr die Hand, wie zum Zeichen, daß Friede zwischen ihnen sein solle. „Es war ein Traum, Marie. Nicht wahr?"

Sie schüttelte den Kopf.

Dann nahm sie den Arm des Alten, der die letzten Worte kaum gehört, am wenigsten beachtet hatte und stieg mit ihm einen der schmalen Pfade hinab, die von dem Kirchhügel aus auf die Mitte des Dorfes zuführten.

(Fortsetzung im zehnten Bande.)

Inhalt des neunten Bandes.

Vor dem Sturm (Fortsetzung) 1

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallschreiberstr. 34. 35.

57654
LG
F679
Author Fontane, Theodor
Title Gesammelte Romane u. Novellen. Vol.9.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU